<36641544780016

<36641544780016

Bayer. Staatsbibliothek

S

Die

Kinder des Vaterlandes.

3,4

Roman in sechs Bänden

von

Friedrich Wernau.

Dritter Band.

Breslau

Verlag von Eduard Trewendt.

1876.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Das Recht der Uebersetzung bleibt vorbehalten.

1. Kapitel.

Gute Freundinnen.

Folgen wir dem Rheder in Frau Hall's Zimmer, wohin er sich bald nach dem Gespräch mit Aarenstein begeben hatte. —

Frau Hall lag stark fiebernd im Bett in einer kleinen an das Wohnzimmer anstoßenden Stube.

„Noch nicht besser?“ frug der Rheder kurz.

„Das Fieber ist sehr stark und die Congestionen sind eben so häufig als früher,“ erwiederte Maria.

„Die Frau hat das Talent, stets zur unrichtigen Zeit krank zu werden, aber freilich, ist es ein Wunder?“ fuhr Herr Hall mit großer Schärfe fort. „Diese unnützen Aufregungen, die man ihr bereitet, könnten auch eine kräftigere Natur herunterbringen. Aber ich werde dafür sorgen, daß hierin eine Wendung eintritt. Ich

bin verpflichtet, über meine Schwägerin zu wachen, wenn es Andere nicht thun."

„Verzeihen Sie, Herr Hall," sagte Charita, die aus dem Schlafzimmer in den Salon trat, „es geschieht Alles, was geschehen kann. Auch ich habe meine schwachen Kräfte zur Verfügung gestellt, um mit Maria zusammen die Kranke zu pflegen."

„Vielen Dank, mein Fräulein! Ich bin überzeugt, daß Sie Maria dies und noch viel mehr zu Gefallen thun."

„Ich bin ihre Freundin, da sie meine Freundschaft will," erwiederte Charita, indem ein Blitz aus ihren sonst so sanften, blauen Augen schoß.

„Ungemein schätzenswerth," sagte Hall mit einer leichten spöttischen Verbeugung, „nur schade, daß Maria nicht mehr lange wird davon Gebrauch machen können, denn sobald Frau Hall nur etwas besser geworden sein wird, reisen wir ab." —

Er ging. — Maria bot das Bild der tiefsten Niedergeschlagenheit. Sie brach in Thränen aus. Charita umfaßte sie. —

„Fasse Muth, Herzens-Maria! Ich habe ihn auch gekämpft, diesen Kampf, und wenn ich auch unterlegen bin, ich bereue ihn nicht. Könnt' ich Dir doch meinen

Glauben so ganz geben, daß es die Pflicht des Mädchens ist, festzuhalten an dem, was sie liebt." —

„Das ist die wahre Aufgabe des Weibes," fuhr Charita nach einer Pause mit leuchtenden Augen fort, „Kampf für ihre eigene Würde, und damit erfüllen wir unsere Mission für uns und auch für die Welt."

„Ach, Charita," flüsterte Maria, den Kopf an der Freundin Brust legend, „ich habe keinen Muth mehr. Heut' Nacht, als die Mutter im Delirium harte Worte gegen mich sprach und mich wegen meines Widerstandes gegen den Onkel schmähte, da dachte ich, das sei ein Gotteszeichen, und ich solle den Mann, den ich so heiß, so wahrhaft liebe, niemals besitzen. Es war mir, als spräche Gott zu mir: Bezwinge Dein Herz und neige Dein Haupt in Demuth. Entsage!"

„Entsage nicht!" rief Charita. „Sollte das wahre Religion, Gottesfurcht sein! Gott gebietet wahrlich nicht, sein Wort zu vergessen, seine Würde ohne Kampf fortzuschleudern, theure Maria."

„Wie oft ist mir in meiner Kindheit gesagt worden," erwiederte Maria leise, „Gott giebt noch Zeichen, man muß sie nur verstehen. Und sind dies nicht Zeichen," fuhr sie mit angstvoller Stimme fort, „denen ich vielleicht gehorchen soll?"

„Gott spricht nur durch solche Zeichen, wenn sie im Herzen wiederhallen, wenn sie nicht gegen unsere innere Stimme sind. Und räth Dir diese, Weidner zu verlassen, um den Willen jenes Mannes, Deines Oheims, zu erfüllen?"

„Der Wille der Eltern geht über Alles, sagt die Schrift."

„Wo ist hier der Eltern Wille? Ist er bei Deiner Mutter? Verzeih' mir, hat sie denn einen Willen? Und was sagt die Schrift denn noch, spricht sie nicht aus, daß das Weib dem Manne folgen solle? — Wer hat Dir Alles dies gesagt, was Du eben von Zeichen und Wundern sprichst? Ein Mensch, ein irrender Mensch. — Wohin soll uns die Religion führen? Zur Erkenntniß der Wahrheit! Und wo ist diese, theure Maria, auf wessen Seite, auf der Weidner's oder jenes Mannes? Hast Du ihm nicht Herz und Hand gegeben, willst Du denn lügen, Maria? Ist denn ein Mädchenwort etwas Anderes als ein Manneswort?"

Also sprach Charita, und vor ihren einfachen Worten schwand das Gewölk, das sich vor Mariens geistigem Auge gelagert hatte.

Sie fühlte sich getröstet und aufgerichtet aus tiefster Bekümmerniß. —

Der Vormittag verging, indem Charita und Maria sich in der Pflege der Kranken ablösten. — Beruhigende Mittel wirkten. Sie phantasirte nicht mehr, zeigte aber ein abstoßendes hartes Wesen gegen ihre Tochter.

Gegen Mittag sah plötzlich Fräulein Thildchen's Gesicht in die Stube.

„Ich komme, um zu fragen, ob ich oder Mama irgend etwas helfen können. Hoffentlich erlauben Sie es! Ach, wir sind sehr unruhig. Und nun gerade diese Krankheit nach dem schönen Feste gestern! Ich habe mich unsterblich amüsirt. — Meinen Sie nicht, daß Faehrden vorzüglich aussah? — — Und nun Ihre Frau Mutter! Mama thut es so leid! Congestionen! Und der Doctor macht ein bedenkliches Gesicht. Ja, was ich sagen wollte, fanden Sie denn Fräulein Lerchenfeldt wirklich so hübsch? Ich möchte sagen, ihr Gesicht ist ein recht gewöhnliches. — Ja, über Ihre Frau Mutter — — aber daß auch ein Unglück nie allein kommt!"

„Ein Unglück?" riefen Maria und Charita, „wo ist ein Unglück passirt?"

„O, bis jetzt noch keins, aber vielleicht wird es ein recht großes. Assessor Weidner" — die Sprechende hielt inne, um Maria zu beobachten — diese erbleichte

und stützte sich mit der Hand auf den Tisch — „Assessor Weidner hatte gestern ein heftiges Rencontre mit einem andern Herrn. Man sagt mit Herrn von Steinach, und befürchtet mancherlei."

„Aber das ist ja eine Badeente," rief Charita, „wie soll denn das gekommen sein?"

„Fräulein Indenborg," erwiederte Thildchen würdevoll, sich eine ihrer Ringellocken, die sie seit gestern trug, um den Finger wickelnd, „ich handle weder mit Enten noch anderem Geflügel und sage nur das, was ich genau weiß. Kann ich mich setzen?" — Sie saß schon, ehe sie dies sagte. — „Ach, ich bin sehr müde, aber Sie müssen selbst sagen, meine Damen, Herr von Faehrden hatte den Cotillon geschmackvoll arrangirt!"

Charita sah die Unruhe und Verzweiflung, welche sich auf Maria's Gesicht malte, sie winkte ihr, nach dem Krankenzimmer zu gehen, um sich nicht zu verrathen, aber ehe Maria diesem Winke folgen konnte, fuhr Thildchen weiter fort.

„Also um auf die angebliche Ente zu kommen, Fräulein Indenborg, so war Ihr Onkel, Fräulein Hall, auch dabei zugegen. Steinach und Weidner geriethen stark aneinander und sollen persönliche Verhältnisse in Bezug auf die Damen die eigentliche Ursache sein."

Thildchen sprach diese Worte mit scharfer Betonung, ihr Blick ruhte lauernd auf Maria. „Ich verwahre mich übrigens gegen jeden Verdacht der üblen Nachrede, aber man sagte mir so," schloß sie ihre Erzählung.

Und wieder richteten sich ihre dunklen Augen mit forschendem Ausdruck auf Maria's Gesicht, die, unfähig sich zu verstellen, mit angstvollem Ausdruck Thildchen's Worten gefolgt war.

„Nun, wenn ich nicht gebraucht werde, meine Damen, so empfehle ich mich," rief sie jetzt, sich erhebend, da sie nach den von Faehrden und Aarenstein im Laufe des Vormittags empfangenen Andeutungen genug Unheil angerichtet zu haben glaubte, „ich komme wohl mit Mama Nachmittag ein Mal nachsehen —"

„Bleiben Sie doch, Fräulein Schnabber!" riefen Maria und Charita, aber schon war Thildchen mit einem schnellen „Nein, meine Damen, die Ruhe der Kranken leidet zu sehr!" aus der Thür und ließ die beiden Freundinnen in der peinlichsten Unruhe zurück.

2. Kapitel.

Fontenay.

Max Weidner saß und schrieb die Briefe, die man bei solchen Gelegenheiten an seine Liebsten zu schreiben pflegt. Jetzt hatte er dieselben vollendet und erleichtert schritt er in der Stube auf und ab. — Niemals steht dem Menschen sein Glück lebhafter vor Augen, niemals malt er es sich in lebendigeren Farben, als wenn er in Gefahr ist, sein irdisches Leben zu verlieren.

Und morgen schon vielleicht war der Traum des Glücks, den er hier in diesem Thal sich erträumt hatte, zu Ende, morgen schon lag er vielleicht dahingestreckt auf grünem Rasen, nicht mehr Max Weidner, das vernünftige lebendige Wesen, sondern ein willenloser und daseinloser Körper.

Er stützte das Haupt in die Hand; ein Gefühl schmerzlichen Alleinseins kam über ihn. Der Sommerwind spielte durch die Reben und Schlinggewächse, die sein Fenster umrankten und mit den dunkelblonden Haaren, die ihm über die Stirn herunterhingen. Sein Auge wurde allmälig finsterer, als seine Gedanken nach und nach auf die Ursache des bevorstehenden Duells herüberschweiften. —

„Es ist sein Werk," murmelte er, „es ist kein Zweifel. Aarenstein hat die Hand im Spiele. Weiß Gott, was man dem Anderen Alles gesagt haben mag. Seine politische Animosität scheint mir jetzt nur Aushängeschild. — Nun wenigstens fechte ich auf diesem Boden unter einer patriotischen Fahne." —

Weidner empfand ohne Zweifel seine Lage schmerzlich. Wenn er auch mit vollem Mannesmuth der nächsten Zukunft entgegen ging, so hat es doch sicherlich auch für den Tapfersten etwas Niederschlagendes, sich von jedem sympathischen Wesen so verlassen zu sehen. —

Während er so in Gedanken verloren am Tische saß, streifte der Schatten eines draußen vorbeigehenden Mannes über ihn hinweg. Gleich darauf öffnete sich die Thür, und dieser Mann trat ein.

„Friedrich!“ rief Weidner, und mit herzinniger Freude umarmten sich die beiden Männer.

„Mein guter, alter Max,“ sagte Friedrich von Fontenay, „laß Dich einmal ansehen! Nun, nun Du siehst für eine solche Verlobung mit Hindernissen noch gut genug aus, mein lieber Freund! Das muß sehr angreifend sein, wenn man mit voller Seele, wie Du, bei der Sache ist!“

„Du weißt noch gar nicht, wie Du zur rechten Zeit gekommen bist. Welcher Unterschied ist nun in meiner Lage! Ein Freund und gerade Dich hier, das ist ein gutes Zeichen.

„Aber Max, wenn Du mich haben wolltest, brauchtest Du ja nur zu schreiben, und ich wäre auf Flügeln des Gesanges schon lange bei Dir eingetroffen. Jetzt wirst Du mir hoffentlich eine Specialerzählung liefern. Doch zuvor gestatte, daß ich einen kleinen Herrn eintreten lasse!“ Er öffnete die Zimmerthür und ein kleiner schwarz und gelb gezeichneter Hund, ein schottischer Terrier mit klugem Gesicht und schönen, fast menschenähnlichen braunen Augen, mit langen, in die Stirn herabhängenden Haaren, sprang mit einem Satz in's Zimmer und zwei bis drei Mal an Fontenay in die Höhe, wobei er ein kurzes vergnügtes Knurren

ausstieß. Weidner erblickend, begrüßte er ihn mit ungemeiner Freude durch ein gleiches Verfahren, um sofort wieder zu seinem Herrn zurückzukehren und diesen seiner Liebe zu versichern.

„Muckchen," sagte Weidner, „auch da! Er ist auch hier Dein Begleiter!"

„Wie könnte dieser Hund irgendwo zurückbleiben, wenn ich fortgehe? Das ist unmöglich! Nun bitte, Muck, setzen Sie sich unter meinen Stuhl. Nun, mein lieber Max, bin ich bereit zu hören."

„Doch zuvor, hast Du gefrühstückt?"

„Ja, im Städtchen, ich war so vorsichtig, weil ich mich sofort auf Deine Erzählung würdig vorbereiten wollte."

„Schön, deshalb können wir aber, wie früher, bei einem Glase der Unterhaltung pflegen."

„Ich habe Nichts dagegen."

— — Der Wein wurde gebracht. Man trank sich zu. —

„Vor Allem sage mir," begann Weidner, „wie Du so schnell und plötzlich hier eingetroffen bist."

„Sehr einfach, Deine Briefe sagen mir, daß Du mit einer Tochter der Reichsstadt Dich zu verloben

beabsichtigst, daß aber alt bekannte Hindernisse in Gestalt von Onkeln und Müttern dazwischen stehen. Die Menschen scheinen Dir außerdem hier nicht besonders hold zu sein. Ich denke also, daß ich Dir hier doppelt angenehm bin, fahre zum Oberst, dieser giebt mir den Urlaub und nun bin ich mittelst der Erfindung des Satans hier."

Weidner, der den ganzen Horizont auf ein Mal heiter sah, begann nun seine Erzählung. Dem Freunde wurde Nichts verschwiegen, und während Fontenay ihm aufmerksam zuhörte und hin und wieder einen kurzen Einwurf oder eine Frage that, betrachten wir ihn einen Augenblick näher, um zu sehen, ob er den von Weidner früher gemachten Andeutungen wirklich entspricht. —

Fontenay's Haltung ließ sofort den Soldaten erkennen auch in bürgerlicher Kleidung, die er eben trug. Er hielt sich aufrecht, aber ungezwungen; durchaus nicht mit der Steifheit, welche Heine noch in den vierziger Jahren beim preußischen Militär mit den Worten schildert:

„Sie stelzen noch immer so steif einher,
So kerzengerade geschniegelt,
Als hätten sie verschluckt den Stock,
Mit dem sie einst geprügelt," —

eine Steifheit, die unter der Generation von Offizieren, der Fontenay angehörte, schon längst einem leichteren, zwangsloseren Wesen in der äußeren Erscheinung Platz gemacht hat.

Seine weit über Mittelgröße gehende Gestalt zeigte bei dem aristokratischsten Ebenmaße die kräftigsten Formen. — Sein Wesen konnte man gut als eine glückliche Mischung von deutschen und französischen Eigenthümlichkeiten charakterisiren, denn der ungekünstelten, wahrhaft vornehmen Ruhe in seinen Bewegungen war etwas von jener französischen Grazie beigemischt, die bei den jetzigen Franzosen nur zu oft in's Tanzmeisterartige und Komödiantenhafte übergeht. Man hätte behaupten können, von der altfranzösischen Feinheit, welche die Ahnen Friedrich's von Fontenay bei ihrer Vertreibung durch die Dragoner des „großen" Ludwig ohne Zweifel mit nach Deutschland brachten, sei ein gutes Stück unverfälscht auf ihren Ururenkel übergegangen. —

Während er nun der schnellen und kurzen Erzählung seines Freundes zuhörte, verriethen seine Züge selten das Interesse, das er an diesem Bericht wirklich nahm. Aber in seinen Augen spiegelten sich die Empfindungen seines Innern lebhaft wieder.

Prüfend und mit mildem Feuer blickten diese Augen Weidner an, als er von Maria erzählte, ein Blitz fuhr aus ihnen, als Weidner des gestrigen Zusammenstoßes gedachte, und als von Aarenstein die Rede war, begleitete Fontenay die Erzählung mit einer unnachahmlichen Bewegung der Hand, welche seine Meinung deutlicher ausdrückte, als alle Worte es gethan hätten.

„So also, mein Freund," schloß Weidner seinen Bericht, „kommst Du mir wiederum über Alles gelegen. Das Schicksal hat uns an einander gekettet, das scheint mir klar. Mit einem solchen Freunde an der Seite steht man gut und schlägt sich gut gegen offene und geheime Gegner. — Und wahrhaftig! Liebte ich dieses Mädchen nicht so unsäglich und wäre mir nicht deshalb jetzt das Leben doppelt lieb, es sollte mir fast ein Vergnügen sein, mich vor Dir zu schlagen."

Fontenay drückte Weidner die Hand. „Wir werden die Sache schon machen, Max! Aber höre, es ist mir doch das Alles sehr fatal. Ich fahre in dieses wundervolle Thal ein, denke Dich nun in irgend einer Waldecke wo möglich schon mit Deiner Braut zu finden, — statt dieses angenehmen Anblicks aber sehe ich ein Duell in der Perspective. Es wäre wirklich vom Schicksal unerhört ungeschickt, wenn Du jetzt

gerade erschossen werden solltest. Wäre ich doch ein wenig an Deiner Stelle! Ich würde dem Herrn hier einen kleinen Denkzettel geben."

„Oder einen erhalten," sagte Weidner lachend.

„Pah, würde mich Der treffen! Von dessen Hand falle ich nicht. Das weiß ich sicher! Und um wie viel besser stände ich da! Keine Verwandten, keine Braut! Nur die Elkeles und Pinkus Meyer würden mir eine Thräne weihen; ja doch, da ist noch Muckchen!"

„Nun und ich?" sagte Weidner.

„Du bist schon immer für solchen Fall im Voraus genannt, Max. Doch um die Sache richtig zu betrachten — ein Duell ohne genügenden Grund ist ein Unrecht, ein großes Unrecht. Ich will Dir nichts zumuthen, was sich mit Deiner Ehre nicht verträgt, aber sind denn die Unterhandlungen schon erschöpft?"

„Das wäre vergebliche Mühe," erwiederte Weidner und legte dem Freunde nochmals die Einzelheiten dar. „Weiche ich zurück," fuhr er fort, „so setze ich mich dem schimpflichsten Verdachte aus, und wie liebreich würden meine hiesigen Gegner dies Thema behandeln! — Fechte ich, wird es freilich auch ausgebeutet — in jedem Fall also habe ich Schaden, aber dann doch lieber unter

letzterer Bedingung. Mein Gegner wird nie gegen mich den ersten Schritt thun." —

„Es ist richtig," sagte Fontenay nach einem Augenblicke ruhigen Nachdenkens, „die Sache ist wirklich auf einem Punkte, wo Keiner weichen will. Aeußerliche Verhältnisse, innerer Conflict, zum Ueberfluß noch die patriotische Entrüstung von beiden Seiten macht die Sache nicht beilegbar nach den nun einmal herrschenden Begriffen und nach der Lage der Dinge, wie sie hier gerade stattfindet, — sie ist auch schon zu weit gekommen. — Nun, dann schone ihn nicht, Max! Er wird Dich nicht schonen. Ein Duell ist ein Krieg im Kleinen, keine unnütze Humanität!"

„Ich verspreche es Dir!"

„Es ist ja in der That der einzige Vorzug, den ein Kavalier heut zu Tage noch hat," sagte Fontenay, nachlässig seinen kleinen dunklen Schnurrbart drehend, „daß wir uns eine Kugel durch den Leib, oder sonst irgend wo hin schießen lassen, in Fällen, wo der gemeine Mann sich mit einem Stuhlbeine oder Bierseidel den Kopf einschlägt. Doch Max sage mir, hast Du denn gar keine Verbündeten hier?"

„Ja, ich vergaß Dir zu sagen, eine Verbündete freilich, Charita!“

Fontenay fuhr leicht zusammen. „Charita! Wer ist Charita?“

„Die junge Dame aus Dänemark; ich schrieb Dir damals nur den Vaternamen. Fräulein Charita Indenborg aus Viborg in Jütland.“

„Also Indenborg ist der Name!“ erwiederte Fontenay. „Richtig, Du schriebst mir denselben.“ Seine breite Brust senkte sich beim nächsten Athemzuge tiefer, als wenn er eine Erleichterung von etwas Drückendem fühlte. — —

Muck war schwanzwedelnd herangekommen und hatte seine Vorderpfoten auf Fontenay's Knie gelegt, während er den Kopf mit den klugen Augen auf die Wasserflasche auf dem Tische gerichtet hielt.

„Oh, mein kleiner Freund,“ sagte Fontenay aufstehend, „sogleich!“ Und, während er das auf den Hinterbeinen stehende Hündchen aus einer Untertasse trinken ließ, streichelte er ihm den hübschen Kopf.

„An was erinnert mich der Hund, wir haben nichts mehr vor uns —“ rief Weidner fast lustig.

„Ich verbiete Dir nicht, noch etwas kommen zu

lassen, mein Max, obgleich Du vielleicht jetzt beim Kuriren und Wassertrinken das Trinken verlernt hast."

„Nun, es wird schon noch gehen!" meinte Max. Neue Flaschen folgten, und so saßen die Freunde zusammen im Thale von Herzogenbad, wo der Wind durch die Tannen fuhr, und die Bergwasser rauschten, wie sie oft in der Provinzialhauptstadt an wohlbekannten Stellen in dem oder jenem Keller oder sonstigem Lokal gesessen hatten. Die alten Scherze, die alten Funken sprühten, die Gläser klangen wie in jener Zeit.

Es war Weidner, als wenn die schlimme Lage, in der er sich befand, gelöst, als ob das Alles, was hier in Herzogenbad geschehen, nur ein Traumbild sei, wenn er dem Freunde in das männliche Gesicht sah und seine Worte hörte. Nur hin und wieder fuhr ihm ein stechender Schmerz durch die Brust. Der Name Maria durchzuckte ihn und erinnerte ihn an die Wirklichkeit. —

Auch auf den augenblicklichen Zustand des Vaterlandes lenkte sich das Gespräch. Weidner war voll guter Hoffnung, daß Preußen seiner Mission wieder eingedenk geworden wäre und sich zu einer Action vorbereitete, seit König Wilhelm verweigert hatte, nach

Frankfurt zu gehen. — Fontenay's Gesicht umdüsterte sich. „Ich möchte es gern glauben, Max, wenn ich nur könnte. Aber ich fürchte —"

„Nein," rief Weidner, „dies Preußen kommt noch weiter. Ich denke, es kann nicht allein eine Herbst-Blüthe des germanischen Geistes sein, weil ich dem Deutschthum überhaupt noch zu viel Kraft zutraue."

„Und unsere jetzigen Conflicte im Lande? Hast Du nicht gehört, daß Schulze-Delitzsch Preußen den Großmachtskitzel austreiben will? So spricht ein Preuße von seinem Vaterlande!"

„So spricht er, wie er meint, aus deutschem Patriotismus aus Haß gegen das Stockpreußenthum. Gegen das Preußenthum, das die Demagogen verfolgte mit Metternich im Bunde, und das 1848 den Waffenstillstand von Malmö schloß. Der Haß gegen den angeblichen Militarismus Preußens und die Schwärmerei, daß sich die deutsche Einheit ganz billig und ohne Blutvergießen durch das Volk selbst herstellen lasse, verblendet sie, und so vergessen sie über all ihren Vereinen, Schützen-, Turner- und Sängerfesten das vornehmste Mittel, das Heer."

„Vielleicht auch, daß ihnen das Vertrauen zur

Thatkraft Preußens abgeht, und Du weißt, das finde ich seit Olmütz nicht so unnatürlich."

„Ich muß Vertrauen zu Preußen haben! Der Mann wird zur richtigen Zeit kommen, der uns führen wird, und seit der König nicht nach Frankfurt geht, jauchzt mein Herz ihm zu, und ich fühle mich wieder als Preuße." —

„Ich kann's nicht glauben, daß die schlaffe Zeit geheilt werden kann," rief Fontenay. „Sieh dort die Mucker, auf der anderen Seite die Doctrinäre, die wohl redlich dafür sorgen, daß wir zu Hause bleiben und Parademarsch üben, bis es zu spät ist. Das Leben des Krieges freilich pulsirt frisch in der Armee; es weht ein frischer Hauch, seit König Wilhelm über uns thront. — Aber ob man die Kräfte gebrauchen, ob man nicht zagend die schon erhobene Waffe wieder senken wird? — Doch, Max, ich freue mich, daß die Liebe zu Maria Dir noch Raum läßt für die Liebe zum Vaterlande."

„Manchmal ist es mir allerdings," erwiederte Weidner, „als ob alles Andere in mir verlöschen sollte, als ob nur das eine Gefühl, ein Gedanke mich beherrschte, aber auch gerade hier findet andererseits mein Patriotismus Nahrung, sich wieder zu reiben,

wieder emporzuflammen. — Sieh' Dir die Menschen hier ein Mal näher an, da wird einem so recht die Idee der Alten klar, daß der Staat die Bürger macht, und somit auch ein gut Theil an der Individualität mit arbeitet."

„Und aus diesem deutschen Brei wird sich schwer die Staatsidee entwickeln. Deshalb lobe ich mein altes Preußen und das meiner Vorfahren, da ist sicherer Untergrund." —

Beide schwiegen eine Zeit lang.

Dann hob Fontenay langsam sein Glas und sagte mit seiner volltönenden, herzgewinnenden Stimme das eine Wort „Maria!" — Die Gläser klangen. Weidner wußte, daß dies Wort hieß: „Ich stehe zu Dir wie immer."

---

3. Kapitel.

Was die Gesellschaft im Bade zu Fontenay sagte.

Fontenay schlief, um sich von den Anstrengungen der Reise zu erholen, auf Weidner's Bette. Weidner stand vor ihm und betrachtete ihn lange, wie ruhig die breite Brust unter dem feinen Battisthemde sich hob, wie kühn und stolz sein Gesicht auch im bewußtlosen Zustand aussah. Muck lag zu seinen Füßen — es war das Weidner so wohlbekannte Bild. Er sah es lange an — vielleicht dachte er, ist es das letzte Mal. — Das Klirren eines Schleppsäbels störte ihn auf.

Der Oberlieutenant Unverzagt kam, um mit Weidner Rücksprache wegen des Sekundirens zu nehmen. Weidner theilte ihm die Ankunft seines Freundes mit und dankte ihm zugleich für seine Bereitwilligkeit.

Dem Oberlieutenant war es im Allgemeinen ganz angenehm, daß er des Sekundirens überhoben war. Er schlug Weidner, Namens seiner Kameraden, die strengste Geheimhaltung vor, um der Strafe des Gesetzes möglichst auszuweichen. — Weidner war hiermit sehr einverstanden, bezweifelte aber, daß dies viel helfen würde, da mehrere Herren dem Conflict beigewohnt hätten. Der Oberlieutenant erwiederte, daß er dem Professor Gründlich und dem Kanzleirath, die beide mit Vermittelungsvorschlägen angerückt seien, mitgetheilt habe, die Sache sei bereits durch gegenseitige Erklärungen beigelegt. Und zwar hätten die Vorschläge des Herrn Professors die Basis abgegeben, worüber dieser sehr erfreut gewesen sei.

„Ja sehen Sie, mein Herr Assessor,“ schloß der Oberlieutenant seine Rede, „ich sage es Ihnen ganz offen, es thut mir wahrhaftig leid, daß die Dinge so gekommen sind, denn wenn Sie auch ein Stockpreuße sein mögen, so standen Sie doch gestern so ganz allein, und ich kann's Ihnen auf meine Ehre nicht verdenken, wenn Sie Ihren König und Ihr Preußen so gut vertheidigten. Ich habe die Ehre, Herr Assessor!“ Und er ging. —

„Das ist eine treue aufrichtige Soldatennatur,“

sagte Weidner zu sich, „er verdiente in dem großen Preußen zu dienen und nicht in diesem Zwitterstaat, der immer von einer Seite auf die andere fällt.*) Wann wird die Zeit kommen, wo dieser Haß erlöschen kann, erlöschen darf, der jetzt noch Deutsche von Deutschen trennt?" — — —

Als Weidner um die Mittagszeit mit seinem Freunde in den Saal trat, wo die Badegesellschaft bei Tafel saß, richteten sich die Blicke derselben, wie immer bei dem Eintritt eines neu Ankommenden, auf diesen. Gewöhnlich wandten sie sich schnell wieder dem Geschäft des Essens zu — aber dies Mal war es anders, die Persönlichkeit Fontenay's brachte auch hier den fesselnden Eindruck hervor, den sie gewöhnlich ausübte. Die Messer und Gabeln ruhten eine Sekunde oder länger, ein Geflüster ging durch die ganze Gesellschaft.

„Welcher Teufel bringt denn den plötzlich hierher? Hat den sich Weidner etwa für das Duell ver-

---

*) Man wolle bedenken, daß Weidner 1863 von einem deutschen Kleinstaat spricht. Und ob der Partikularismus in anderer Gestalt und unter anderer Maske nicht im neu errichteten deutschen Reich noch viel zu schaffen machen wird, ist gewiß nicht unbedingt zu verneinen.

schrieben?" murmelte Faehrden. Er erhob sich, als Fontenay sich seinem Stuhle näherte und trat ihm einen Schritt entgegen. Beide Männer begrüßten sich mit Höflichkeit, aber mit Zurückhaltung, die bei Fontenay entschieden größer war, als bei dem Anderen. — Hierauf stellte Weidner seinen Freund seinen alten Bekannten vor, die sich meist so bitter untereinander haßten. Auch Aarenstein wurde nicht vergessen. Derselbe ahnte mit richtigem Instinct sogleich die Unterstützung, welche Weidner durch eine so brillante Persönlichkeit zu Theil werden konnte. Die vornehme und dabei lässige Verbeugung Fontenay's und die Art und Weise, wie er sich sofort von dem neuen Bekannten abwandte, setzten ihn außer Fassung. Besonders die Blicke der Damen waren, mehr oder weniger offen, auf Weidner's Freund gerichtet.

„Was für eine Nase und was für elegante Manieren er hat!" flüsterte Fräulein Lerchenfeldt ihrer Nachbarin, der gestern eingetroffenen Frau des Dresdner Schneidermeisters zu.

„Ich bin besonders von der Dournüre entzückt," erwiederte diese, Fontenay durch ihre Lorgnette betrachtend.

„Natürlich," sagte der uns schon bekannte Jüng-

ling in Gelb mit den weißgestreiften Beinkleidern, „der Herr ist Militär und noch dazu wahrscheinlich ein preußischer Gardeoffizier. Es ist dies freilich jetzt eine Sorte, die jeder deutsche Mann von Fortschritt und Gesinnung nit grade liebt, denn sie sind es, die den Bismarck allein halten — aber das thut bei den Damen gar nix. — Bei andre Leut' ist's vergeblich, noble Manieren zu habe. — Dort steckt's nun ein Mal im Rock."

Der Gelbe warf einen wehmüthigen Blick auf Fräulein Lerchenfeldt und schlang dabei ein so großes Stück heißer Mehlspeise herunter, daß er fast daran erstickte.

„Nein hören Se, mein kuter Herr Häring", erwiederte die Dresdner Schneidersfrau, „im Rock steckt's gar nicht, denn der Herr hat ja seinen Milidärrock nicht an. Es liegt in dem noblen Benähmen, und das machen Sie ihm nicht nach, mein kuter Herr Häring und wenn Sie sich zwei Milidärröcke anziehen."

„Danke für jeden," erwiederte Herr Häring stolz, „ich bin Frankfurter Bürger, und das sollte mir fehlen, weiter nix! Die Farbe der Bismärcker haben wir von jeher und jetzt erst recht in unserer freien Stadt gehaßt!" —

Die Damen der „Gesellschaft" waren heute auf die Schnabbers und Edith reducirt, da Charita und Maria bei der kranken Frau Hall geblieben waren. — Fräulein Schnabber hielt eine Zeit lang den Mund weit geöffnet, als ob sie die angekommene Novität verschlingen wollte.

Erst als sie einem Blick aus Fontenay's dunklen Augen begegnete, senkte sie die ihren mit der schon von uns gut gekannten Verwirrung auf den Teller.

„Erbarme Dich, Thildchen," flüsterte Frau Schnabber, „die Aehnlichkeit ist aber doch erstaunlich."

„Welche, Mama?"

„Thildchen, ich begreife Dich nicht, offen gestanden! Mit dem Lieutenant Frosch meine ich natürlich. Besonders wie dieser Herr die Gabel zum Munde führt und die Bissen aufspießt, erinnert mich ungemein an den lieben Frosch."

„Aber Mama," erwiederte Thildchen mit leiser, und sehr unwilliger Stimme, „der Lieutenant Frosch war im Vergleich zu diesem Herrn eine Holzpagode, und der Assessor — ich kann ihn sonst nicht leiden — aber dies Mal hat er Recht mit seinen Behauptungen über seinen Freund."

„Erbarme Dich, Thildchen, Du bist undankbar!"

rief Frau Schnabber heftig erregt, „und mehr noch, Du bist sehr leichtsinnig," setzte sie leiser hinzu, „denn Herr von Faehrden ist schon die helle Eifersucht über Dein Kokettiren mit dem fremden Herrn." —

„Das ist meine Feindin Fräulein Schnabber," flüsterte Weidner Fontenay zu.

Fontenay nickte. „Dergleichen weiß man zu nehmen." —

Und er begann sogleich durch einige artige Bemerkungen und durch ein höchst aufmerksames Betragen einen Sturm auf das Herz der jungen Dame. Auch die übrige Gesellschaft wußte er binnen Kurzem sehr für sich einzunehmen. Es schien fast, als wenn er den Charakter und das Wesen eines jeden derselben im Voraus studirt hätte, um jedem etwas Angenehmes und Verbindliches zu sagen. Sogar der Rheder wußte sich diesem Eindruck nicht ganz zu entziehen.

Es dauerte nicht bis zu Ende der Tafel, und er war der Mittelpunkt der kleinen Gesellschaft, denn Alles ergötzte sich an dem, was er sagte, und dabei war das gar nicht viel. Aber es klang so sicher und dabei so anspruchslos, daß ein jeder ihm mit Wohlgefallen zuhörte.

Edith sah Fontenay, wenn sie es ohne Aufsehen zu erregen konnte, mit schmerzerfülltem Sinn und Blick an.

Das war' also der Mann, der seit langen Jahren Weidner's Herzensfreund und Gefährte gewesen war. — Sie gedachte des Nachmittags, an welchem ihr Weidner jenen Brief gezeigt und der Gesellschaft eine kleine Beschreibung von dem Adressaten gegeben hatte. Damals war sie noch das kalte übermüthige Mädchen gewesen — aber schon am Abend desselben Tages war es anders; sie hatte die erste Ahnung jenes tiefen Gefühls empfunden, welches sie auf einige Wochen so unaussprechlich glücklich, jetzt so namenlos unglücklich gemacht hatte.

„Es ist wahr," dachte sie bei sich, „Fontenay ist unvergleichlich viel hübscher als Weidner. Auch ist Verstand und geistiges Leben in seinem Gesicht. — Indeß fehlt ihm etwas — ich weiß nicht genau was, aber ich glaube, es ist die entschiedene geistige Willenskraft, die Energie des Charakters, welche aus jedem Worte Weidner's so überzeugend herausklingt." —

Fräulein Schnabber wurde im Laufe des Mittagstisches trotz der Mutter strafenden Blicken gegen Fon-

tenay recht kokett. Ihr weites Herz sowohl, als auch der Wunsch, sich an Faehrden wegen seines Wohlgefallens an Fräulein Lerchenfeldt, „diesem untergeordneten Wesen," zu rächen, führten dies bedauerliche Resultat herbei. —

Man setzte sich, um den Kaffee zu nehmen, an den Tisch auf der Terrasse.

Thildchen, welche erst eine Predigt von der Mama über ihr unverantwortliches Verhalten hatte anhören müssen, erschien etwas später mit gerötheten Wangen. — Faehrden ging ihr sogleich entgegen.

„Fräulein Mathilde, ein Wort!" begann er feierlich.

„Gewiß!" flüsterte Thildchen mit niedergeschlagenen Augen. Sie gingen den Promenadenweg entlang.

„Fräulein Mathilde," begann Faehrden auf's Neue, „es giebt Augenblicke, in denen einem Manne die Würde und die Ehre gebietet, einen großen Entschluß zu fassen."

„Oh Benno," rief Thildchen, „sollte der Brief von dem Onkel aus Thüringen —"

„Nein, mein Fräulein, davon ist nun gar nicht mehr die Rede! Ich gebe Ihnen hiermit Ihr Wort zurück!"

„Benno,“ schrie Thildchen, sehr bleich werdend, „Benno, ist es möglich? Was muß ich hören?“ Sie streckte ihre Hände aus, aber der entrüstete Benno trat einen Schritt zurück.

„Oh täuschen Sie mich nicht, Fräulein Mathilde!“ rief er mit pathetischer Wehmuth, die jedem Anderen urkomisch erschienen wäre, aber augenblicklich auf Thildchen einen höchst tragischen Eindruck machte, „nach langem Wüstenleben sah ich endlich eine reizende Oase; Ihr Herz, Mathilde! Und nun — zeigt sich diese Oase als eine trügerische Fata morgana.“

Dieses fremde Wort sprach Faehrden mit einem so dumpfen Weheton aus, daß Thildchen einen schwachen Schrei hören ließ und sodann in heftiges Schluchzen ausbrach.

„Oh glauben Sie, Benno!“ —

„Ich malte mir an Ihrer Seite —“ unterbrach Faehrden.

„Ben—noo, es ist ein ei—ein Mißverständniß“ —

„Das süßeste himmlischste Glück!“

„Oh, oh i—ich erkenne an, daß ich gefehlt habe —“

„Aber nun ist es vorbei, Stolz und Liebe ringen —“

„Dooh! Ben—Benno hören Sie mi—ich. Ich war eifersüchtig, Fräu—äulein Lerchenfeldt!" so tönte die verzweiflungsvolle Abbitte Thildchens, die den reichen Baron schon ihren Armen entschlüpfen sah. Lange ließ sie Faehrden auf der Folter. Endlich sprach er, sich eine wohlgelungene Thräne aus dem Auge wischend:

„Wenn ich Ihnen noch ein Mal glauben könnte, Mathilde!"

Das Ende der Komödie war, daß Thildchen versprach, ein gutes Kind zu sein und Alles zu thun, was ihr Faehrden auftragen würde. —

„Schon gut, Theuerste," murmelte Faehrden, als Thildchen sich nach einer heißen Umarmung langsam nach der Terrasse zurückbegab, „aber Du sollst sie büßen diese Verschwendung an Zärtlichkeit, die ich mir bei Dir zu Schulden kommen lassen muß." —

„Geben Sie mir die Hand, Herr Assessor," sagte der Professor zu Weidner, während Faehrden die erzählte Komödie mit Thildchen aufführte, „ich gratulire Ihnen und mir zur Beilegung der Sache. Wir wollen uns nicht mehr bekämpfen — womit ich nicht etwa meine Beistimmung zur preußischen Politik ausdrücken will. — Sie haben mir aber so wesentliche

Dienste geleistet in Erforschung der Vorgeschichte der Völker zwischen Oder und Weichsel. Es steht nun fest, daß sie es waren."

„Wen meinen Sie?" frug Weidner.

„Die Vandalen, Herr Assessor, und kein anderer Volksstamm hat vor der Völkerwanderung zwischen Oder und Weichsel gehaust. Ich schreibe eben nach Paris, Nachgrabungen in Algier zu veranlassen, was auf die ganze Sache mehr Licht werfen wird, da nach Nordafrika bekanntlich ein Theil der Vandalen aus Schlesien auswanderte. Mein Freund, der Kanzleirath, copirt mir eben die nöthigen Schriftstücke, sie sollen an die preußische Gesandtschaft nach Paris."

Der Kanzleirath nahm die Pfeife aus dem Munde. — „Wohin wollen der Herr Professor die Piecen schicken?"

„An die preußische Gesandtschaft nach Paris."

„Dann bekommen Sie die Papiere nicht," erwiederte der Kanzleirath entschieden.

„Aber mein bester alter Freund, weßhalb denn nicht?"

„Weil," antwortete der Kanzleirath feierlich, — „Entschuldigen Sie, meine Herren, aber ich sage das nicht, um zu beleidigen — weil ich nach den letzten

Vorgängen in Deutschland es mit meiner Stellung nicht mehr verantworten könnte, an die preußische Gesandtschaft auch nur einen I-Punkt abzusenden."

Der Kanzleirath blickte in stiller Würde um sich; Er fühlte sich entschieden in diesem Augenblick nicht viel unter Metternich oder Beust.

„Aber Sie sollen ja nur copiren —"

„Gilt mir gleich und ich wundere mich sehr, daß Sie, Herr Professor, nach den jüngsten Ereignissen die Präponderanz Preußens in der Weise anerkennen." —

„Aber was soll ich denn thun," erwiederte der Professor etwas erröthend, „wir Hannoveraner haben doch keinen Gesandten in Paris, der es unternehmen könnte, so etwas durchzusetzen."

„Wenden Sie sich doch an den Gesandten von Schillinghausen!" sagte Weidner, der sich diesen Spott, trotz der bangen Sehnsucht nach Maria, die sein Herz erfüllte, wieder einmal nicht entgehen lassen konnte.

Der Kanzleirath sah sehr giftig aus. Heftig aus der Pfeife dampfend, schien er nach einem Citat zu suchen, um Weidner zu zerschmettern, als Fontenay

sich plötzlich mit dem aufmerksamsten Gesicht zu ihm wandte.

„Verzeihen Sie, Herr Rath, dies Band,“ — auf das Knopfloch des Raths deutend — „ist doch das des Ordens vom goldenen Specht?“

„Oh nein,“ antwortete der Kanzleirath vor Vergnügen erröthend, „dies ist nicht das Band des Ordens vom Specht, sondern des vereinigten fürstlichen Haus- und Scepterordens 3. Klasse mit der Schleife und Elsenlaub. Jener, den der Herr Lieutenant meinen, der goldene Specht, ist der ältere Orden, dieser hier erst gestiftet von dem höchstseligen Herrn, weiland Theobald dem fünfundzwanzigsten.“

„Das interessirt mich,“ versetzte Fontenay, „ein anderes Mal bitte ich mir eine Geschichte des Stiftungsfestes des Ordens mit dem Elsenlaub aus. Für jetzt empfehle ich mich, meine Herrschaften, denn ich muß meine Wohnung in Ordnung bringen.“

Damit grüßte Fontenay höflich und ging mit Weidner nach dem Hause.

„Ein netter Mensch,“ rief der Kanzleirath, „und gar nicht hochfahrend! Das sollte ein preußischer Offizier sein?“

„Ein junger Mann von feinem gewinnendem Benehmen!" stimmte der Professor bei. — —

Faehrden war mit Aarenstein inzwischen auf dem Spazierweg auf und abgegangen. —

„Also das Duell soll morgen wirklich stattfinden?" frug Aarenstein und eine häßliche, freudige Erregung malte sich auf seinem Gesicht.

„So gewiß als zwei mal zwei vier ist," erwiederte Faehrden, sich seine Cigarrette anzündend. „Genug zusammengehetzt sind die Leute, um nicht anders auseinanderzukommen." — „Von wem haben Sie die Nachricht, ist sie sicher?" sagte der Andere.

„Vom alten braven Oberlieutenant. Der Mann hätte nüchtern kein Wort gesagt, aber einige Gläser Sect löſten ihm, als er Weidner verlassen hatte, die Zunge. Er verträgt nichts."

„Wie aber den Ausgang erfahren?" frug Aarenstein begierig.

„Ganz einfach! Erscheint Weidner am Vormittag hier auf der Terrasse, so ist sein Gegner zum Mindesten verwundet. Kommt er nicht, so ist er selbst entweder todt oder blessirt."

„Wie aber, wenn er seinen Gegner ganz und gar —"

„Ganz und gar erschießt?“ sagte Faehrden lächelnd, „sehen Sie, das ist der allerglücklichste Fall für Sie.“

„Weiß ich ganz allein,“ antwortete Aarenstein spitz, „Maria's religiöses Gefühl, der kaufmännische Widerwille der Halls gegen dergleichen inhumanes Verfahren und so weiter machen ihm den Garaus. Aber ich meine, wie wir es am schnellsten erfahren, da wir den Kampfplatz nicht wissen — ich glaube, passirt so etwas, ergreift er die Flucht.“

„Dann kennen Sie ihn sehr schlecht! Im Gegentheil! Er wartet Alles, was da kommen kann, ruhig hier ab.“

„Glauben Sie? Alles in Allem genommen, ist der Ausgang höchst unsicher. Setzen wir den Fall, einer von Beiden erhält eine ganz leichte Verwundung, so kann die Sache auch den entgegengesetzten Effect haben; ein Mädchengemüth ist romantisch. Es fehlt uns noch die gehörige sichere Ausnutzung der Sache.“ — Plötzlich blieb er stehen. Ein Gedanke schien ihm durch den Kopf zu fahren, der ihn einige Momente vollständig fesselte.

„Nun, ist Ihnen nicht wohl, was stehen Sie da wie ein Oelgötze?“ frug Faehrden, „oder fassen Sie am Ende noch den heroischen Entschluß sich mit dem

Wahrheitsmanne selbst zu schießen. Haha! Das wäre!"

„Spotten Sie nur," rief Aarenstein, „ich gehe ihn sicherer zu treffen, als Sie es mit Ihrer ganzen Schießerei könnten. Adieu!"

„Sie wollen fort?"

„Allerdings nach Hofenau!" —

„Nach der Hauptstadt und zu welchem Zweck?"

„Das erfahren Sie, wenn die Sache gemacht ist. Adieu."

Und er rannte spornstreichs nach dem Hause zurück.

„Im Allgemeinen ist es mir lieb, daß ich es nicht weiß! Eine Niederträchtigkeit, der ich mich früher geschämt hätte, ist es doch. Und doch nützt Dir das nichts, Du niedriger Bursche," sprach Faehrden vor sich hin, in entgegengesetzter Richtung hinschlendernd.

Eine Viertelstunde später saß Aarenstein im Wagen und fuhr in scharfem Trabe dem Städtchen zu.

---

4. Kapitel.

Eine Begegnung.

„Gehen Sie, gute liebe Charita," sagte Maria „und suchen Sie ihn ein wenig zu sprechen. Nur Gewißheit will ich, was an der schrecklichen Streitgeschichte ist! Fare well, meine liebe, meine gute Beschützerin!"

„Ich gehe schon, mein Engel," erwiederte Charita, den Strohhut auf die blonden Locken setzend, „und seien Sie ganz ruhig, ich kehre mit guten Nachrichten zurück."

Sie verließ das Zimmer von Frau Hall, die noch immer in starkem Fieber lag. Bald war sie auf der Terrasse und auf dem Spazierweg vor dem Hause und ließ ihr blaues Auge überall umherschweifen. — Kein Mensch außer dem Kanzleirath und dem Professor an dem Tisch unter den Linden war bemerkbar. Das

herrliche Wetter hatte Alles in's Weite gelockt. Das Badehaus mit seiner Umgebung erschien wie verödet. — Da endlich glaubt sie in der Ferne den Waldweg entlang eine Gestalt schreiten zu sehen, ähnlich der Weidner's. Sie eilt ihr nach und als sie die nächste Windung des Weges hinter sich hat, entdeckt sie einen fremden Touristen, der, seinen Stock vor sich setzend, rüstig fürbaß schreitet. —

Charita bleibt stehen. Sie legt die Hand an ihr Herz. Die kurze schnellere Bewegung schon hat ihr eine lebhafte Wallung verursacht.

„Oh, oh," flüstert sie, „det goar ikke good!" *)

Etwas Ruhe und Wasser in kleinen Schlückchen getrunken, das ist's was sie bedarf. Langsam geht sie bis zur Waldquelle, setzt sich auf die Bank, zieht ihr Trinkglas hervor, läßt den Quell hineinrieseln und trinkt das klare Wasser in langen Pausen aus. — Nach und nach weicht das krampfhafte Zusammenziehen in ihrer Brust, das sich bei der geringsten Anstrengung bei ihr einstellt. — Charita bleibt auf ihrer Bank. Der Quell und der

*) Das geht nicht gut!

seit heute wieder in seinem alten Bett dahinströmende Bach erfüllten ihr Ohr mit einförmigem, murmelndem Geräusch. Charita blickte träumerisch vor sich hin. Sie zog mit dem Sonnenschirm einen Namen in den Sand, und da stand es: — Frederic. —

„Hier bin ich fern von meiner Heimath, um Genesung zu suchen, die ich nicht finden werde. — Du hast mich so weit gebracht, Du lieber, ungetreuer Mann! Wer weiß, ob ich die Heimath wieder sehe! Oh, es ist schön hier, und doch ist das Rauschen der Tannen und des Gebirgsbaches nicht die mächtige heilige Sprache des Meeres, auf dem unsere grünen Inseln wie Kränze schwimmen, nicht das Rauschen der breiten schäumenden Wogen, die ihre weißen Häupter nach dem buchenbedeckten Hügelstrande wälzen. — Mir ist zu eng in diesem schönen Thal. Dort ist Luft, ist Freiheit! — Frederic, da stehen die lieben Züge, wie er sich unterschrieb! — Ich kann Euch doch nicht hassen. Gott segne Euch! Gott vergebe Dir, Frederic!“

Noch einige Minuten saß sie so in sich mit halblauter Stimme hineinmurmelnd. Endlich erhob sie sich, steckte ihr Glas ein und wollte gehen. —

Da hörte sie Schritte; um die Felsecke herum kam

ein Mann. — Derselbe zieht, die Dame erblickend, höflich den Hut, als aber Charita mit mädchenhaftem verbindlichem Gruß sich zu ihm wendet, bleibt er, wie vom Blitz getroffen, stehen. —

Aber auch Charita ist plötzlich verwandelt. Die schönen sinnigen Augen starr auf den Mann geheftet, die Hand wie beschwörend ausgestreckt, ähnelt sie einer Statue der Ueberraschung. —

„Ist's möglich, also doch Charita, Charita Ovorning!“ ruft Fontenay. —

Beim Ton dieser Stimme belebt sich das bleiche Mädchen. Röthe tritt in ihre Wangen, schmachtend und liebend wird der Ausdruck ihres Auges, und indem sie die Hände faltet, tönt ihre Stimme süß und leise wie Gesang aus anderen schöneren Sphären.

„Du, Frederic! Du bist hier! Oh, wo warst Du so lange, Frederic? — Du hast mich verlassen, es war eine lange, schmerzvolle Zeit — und sieh, ich bin so krank geworden, aber meine Liebe zu Dir blieb groß und frisch. Frederic, warum hast Du mich damals verlassen? Ich war so glücklich, so unbeschreiblich glücklich mit Dir am Ostseestrande!“

Während Charita, wie in einem Traume befangen,

diese Worte leise, aber deutlich sprach, stand Fontenay, entblößten Hauptes, den Blick auf den Boden geheftet, vor ihr. Er antwortete nicht.

„Wo warst Du, Frederic?“ fuhr Charita dringend fort, auf ihn zutretend und ihn glücklich wie ein Kind anlächelnd, „gieb mir die Hand, mein theurer, einzig Geliebter!“

„Charita,“ murmelte Fontenay, „ich bin sehr schuldig!“ Und dann das Haupt erhebend und sie voll ansehend — wiederholte er „ich bin ein großer Schuldiger gegen Dich, Charita!“

„Du schuldig, Frederic? Du siehst so gut und edel aus, mein Freund!“ ruft Charita und das sonst so schüchterne Mädchen streckt mit von Sehnsucht und Liebe glänzenden Augen ihre Arme aus, wie um den Geliebten zu umfangen. — Die Bewegung übermannt sie; Fontenay tritt herzu um die Wankende zu stützen. Er berührt diese weißen, schmalen, durchsichtigen Hände, einen Augenblick ruht Charita in seinen Armen, ihre Lippen streifen sich — . — ihr schönes Haupt senkt sich, wie eine unter dem Wellendrange nachgebende Wasserlilie auf Fontenay's Schulter — doch nur einen Augenblick, dann entreißt sie sich plötzlich

heftig seinen Armen. Sie sieht ihn an, wie aus einem Traum erwacht.

„Mein Gott, wo war ich, kannst Du es sein, ist es möglich? Und Dein Brief, Dein letzter Brief, Frederic Bronn?“

„Charita,“ erwiederte Fontenay mit leiser Stimme, „tödte mich mit Deinem Blick, wenn Du kannst! Ich heiße nicht Frederic Bronn!“

„Nicht Frederic Bronn bist Du? Wer bist Du, mein Gott? Wer —“

„Charita, ich heiße Friedrich von Fontenay, aber ich war einst Dein Frederic Bronn.“

Das Mädchen stieß einen entsetzlichen Schrei aus; um so entsetzlicher für jeden, der gewöhnt war, von diesen Lippen nur Gesang, nur Worte der Sanftmuth und des Trostes zu hören. —

„Friedrich von Fontenay bist Du? Weidner's Freund? Nicht Frederic Bronn? Oh! Betrogen, betrogen von Frederic Bronn? Betrogen von Frederic Fontenay, von Weidner's Freund?“

„Charita, höre mich!“ rief Fontenay, ihre Hand fassend, „ich scheine Dir schuldiger —“

„Wem sollte man glauben, wenn nicht Dir! Ich wußte, Du hattest mich verlassen, Dein Brief sagte mir es. Ich

wußte, Du liebtest mich nicht mehr, — dies vergab ich Dir! Aber mich zu betrügen, ein armes Mädchen, von Anfang an! Unter falschem Namen mich zu gewinnen — der Edelmann unter falschem Namen! Das war nicht schön, Herr von Fontenay, und das kann Ihnen Gott nicht vergeben!“ und Fontenay's Hand wegstoßend, sank Charita auf die Bank an der Waldquelle, welche ihr süßes Lied weiter murmelte, und barg ihr bleiches von Thränen überfluthetes Gesicht in ihren Händen.

— — — — — — — — — — — — —

„Charita,“ begann Fontenay nach einer langen Pause, „ich will mich nicht rechtfertigen, aber wenn Sie mich je geliebt haben, so müssen Sie mich hören. Nicht von der Stelle weiche ich, bis Sie wissen, wie weit meine Schuld reicht.“ —

Charita schüttelte heftig das Haupt und machte eine abwehrende Bewegung. —

„Ist es nicht wunderbar, theure Charita, daß der Himmel uns hier zusammengeführt hat? Sehen Sie denn nicht ein Zeichen in Ihrem sonst so gläubigen Herzen in diesem uns Beiden so unerwarteten Ereigniß? — Ich will Ihnen nicht sagen, was ich denke und fühle, aber Sie müssen die Erzählung meines

Lebens vor und nach unserm Zusammensein auf Seeland anhören. Ich weiche nicht eher von hinnen."

Charita entfernte ihre Hände von ihrem Gesicht. Der Zug der Schwermuth und des Leidens, der gewöhnlich in ihren Zügen lag, war noch stärker ausgeprägt. — Nicht mehr sehnend blickte ihr Auge auf Fontenay; umflort war es zur Erde gerichtet. — So saß sie unbeweglich und hörte Fontenay's Erzählung.

---

5. Kapitel.

Fontenay's Erzählung.

Fontenay erwähnte mit einigen Worten seiner Herkunft, seiner Erziehung. Er zeichnete seine Fehler mit Wahrheit und Treue, soweit er sie glaubte einem jungen Mädchen überhaupt zeigen zu können. —

„Im Jahre 1860," fuhr er fort, „befand ich mich auf der Kriegsakademie in Berlin.

Ich nahm an den Vergnügungen der Hauptstadt lebhaften Antheil. Der Rest meines kleinen Vermögens, das mir bei meiner Majorennität übergeben worden war, ging dahin. — Indeß, ich arbeitete trotz alle dem auch tüchtig auf dieser Schule der Kriegskunst und man war, seitens meiner Vorgesetzten, aufmerksam auf mich. — Ich besuchte auch die Vorlesungen der Universität; ich nahm sehr viele Unterrichtsstunden in den neueren Sprachen,

deren Studium mir leicht wurde und mich ungemein anzog. —

Eines Tages wurde ich durch einen Brief zum Chef des Generalstabes unserer Armee befohlen. — Ich meldete mich pünktlich zur angesetzten Stunde bei ihm und wurde in dem großen Gebäude, in welchem der Generalstab seine Bureau's hat, in ein Zimmer gewiesen, in dessen Mitte ein mit Karten, Schriften und Büchern bedeckter Tisch stand.

Der Chef saß an diesem Tische. Es ist ein Officier, welcher einst in dänischen Diensten als geborner Holsteiner stand.

Er hat die Kriege in Syrien in den vierziger Jahren mitgemacht. — Manche behaupten von ihm, daß er ein großes militärisches Talent sei. Leider kann man darüber nicht mit Sicherheit urtheilen, da das preußische Schwert seit vielen Jahrzehnten nicht zu einem größeren Kriege gezogen wurde. Auf mich machte er den Eindruck eines tiefen Denkers und dabei doch eines kalten, entschlossenen Soldaten.

Ein anderer Generalstabsofficier stand neben ihm und deutete mit dem Finger gerade auf einen Punkt der vor seinem Chef ausgebreiteten Karte, als ich eintrat.

Der General wandte sich sogleich zu mir. — Ich meldete mich. Sein ruhiges, blaues Auge sah mich forschend an. —

„Sie sind hier auf der Kriegsakademie?“ fragte der General.

„Zu Befehl, Excellenz!“

„Sie arbeiten gut. General von Radenberg hat mir eine Arbeit von Ihnen über „die Action eines kleinen Seestaats gegen eine große Landmacht“ vorgelegt. — Sie zeichnen auch gut.“ Ich verbeugte mich. —

„Sie beschäftigen sich mit neueren Sprachen. Was sprechen Sie fertig?“

„Französisch und Englisch, Euer Excellenz.“

„Welche Sprachen können Sie verstehen oder lesen?“

„Ein wenig Polnisch, Euer Excellenz. Etwas Italienisch.“

„Sonst Nichts?“

„Doch! Noch etwas Schwedisch, Euer Excellenz!“

„Schwedisch! Wenn Sie Schwedisch können, lernen Sie unbedingt in vier Wochen Dänisch.“

„Wenn Euer Excellenz befehlen!“

„Ich weiß, daß Sie in vier Wochen Dänisch verstehen werden. Wenn man Englisch, Deutsch und

sogar Schwedisch kann, ist das eine Kleinigkeit! Sie sprechen darüber, was ich Ihnen hier gesagt habe, nicht, Herr von Fontenay, und melden sich in vier Wochen wieder bei mir."

Damit machte mir der General eine kurze Verbeugung. Ich war entlassen. Der Mann hatte mir mit seiner Art und Weise in unerhörter Weise imponirt.

Ich trat pünktlich nach vier Wochen um dieselbe Zeit in das Bureau des Chefs des Generalstabs. — Der General war allein. Er war dicht über eine Karte gebeugt, neben welcher ein halb beschriebener weißer Bogen lag, wendete aber sein bartloses, scharf geschnittenes Denkergesicht sogleich zu mir.

„Herr von Fontenay!" sagte er. „Sie können jetzt Dänisch?"

„So gut als ich es bis jetzt erlernen konnte, Euer Excellenz," antwortete ich.

Er nahm ein Buch von einem der Gestelle an der Wand, auf welchem viele hundert Bücher lagen. Er reichte mir eines derselben aufgeschlagen hin und deutete mir mit dem Finger die Stelle an, welche ich lesen sollte.

Es war ein Dänisches Werk über den Feldzug

von 1850 gegen die Schleswig-Holsteiner. Ich las eine Seite und übersetzte sie schnell.

Der General nickte. „Es ist gut," sagte er, „das ist ausreichend. Wir haben keinen Fachmann verfügbar, der diese Sprache spricht, und obgleich man in den gebildeten Ständen Dänemarks mit dem Deutschen überall durchkommt, ist doch etwas Dänisch für den Auftrag nöthig, den ich für Sie habe."

Ich horchte hoch auf. Bisher hatte ich geglaubt, daß es sich vielleicht um eine Uebersetzung handele.

„Ich nehme Ihr Versprechen als Officier in Anspruch, Herr von Fontenay, daß Sie über den Auftrag, den Sie von mir erhalten, schweigen, und dies volle drei Jahre, falls ich Sie nicht Ihres Versprechens entbinden sollte; es handelt sich um den Dienst des Königs, und große Nachtheile können sich an jede Indiscretion knüpfen."

Ich begnügte mich abermals mit einer tiefen Verbeugung zu antworten. —

„Begeben Sie sich von hier in das Dienstzimmer 15. Sie werden dort den Oberst von Burkersdorf finden. Er wird Ihnen alles Nöthige sagen und Sie über das, was Sie zu thun haben, genau unterrichten. — Ich danke Ihnen, Herr von Fontenay." —

Einige Minuten später trat ich bei dem Oberst von Burkersdorf ein und meldete mich bei ihm.

Ein Hauptmann im Generalstabe verließ soeben das Zimmer.

Der Oberst entfaltete, nachdem er mich begrüßt hatte, eine Karte und breitete sie vor uns auf seinem Pulte aus. —

„Sie reisen noch heute über Hamburg und Kiel nach Kopenhagen ab, Herr von Fontenay," begann er, mit einem Bleistift in der Hand den Weg auf der Karte verfolgend, „und zwar unter einem fremden, nicht Ihrem eigenen Namen. Hier ist eine Paßkarte vom Polizeipräsidium von Berlin. Füllen Sie dieselbe sogleich nach unserer Unterredung aus. Weitere Arrangements in Bezug auf diesen Gegenstand sind Ihre Sache.

In Kopenhagen angekommen, werden Sie leicht Gelegenheit finden, sich ein Urtheil über die Manövrirfähigkeit und Disciplin der Dänischen Truppen zu bilden. Es garnisonirt dort das Holsteinische Contingent, lauter Deutsche. Es wäre gut, wenn Sie sich über den Geist desselben einigermaßen informiren könnten. Ich schalte hier ein, daß die Möglichkeit kriegerischer Verwickelungen, die Möglichkeit! —

mit Dänemark binnen kürzerer oder längerer Zeit vorliegt; — zu diesem Zweck dient Ihre Recognoscirung."

Mein Gesicht verfinsterte sich einen Augenblick.

Der Oberst bemerkte es.

„Was denken Sie?" sagte er scharf.

„Ich denke," antwortete ich stockend, „daß dieser Auftrag dem eines Kundschafters gleicht."

„Herr Lieutenant," versetzte der Oberst mit ruhigem, kalten Ausdruck, „nur die Nationen, welche in Selbstüberschätzung und Eigendünkel versunken sind, informiren sich nicht über des zukünftigen Feindes Stärke und Schwäche, selbst wenn derselbe nur ein kleiner Staat ist. Es ist sogar unsere Pflicht, darüber unterrichtet zu sein, und können wir genauere Kenntniß augenblicklich nur auf diesem Wege erhalten. — Spioniren nennt man, unter Anwendung falscher Namen und von Verkleidungen im Kriege auskundschaften. Noch sind wir nicht im Kriege, sondern im tiefen Frieden. Sie recognosciren das Land für unsere strategische und statistische Abtheilung, das kann ein jeder Mann von Ehre, das müssen wir von jedem Officier, falls er die Fähigkeit hierzu hat, verlangen können."

Die Logik dieser Worte war die schlagendste und

einfachste; sie zerstreute sogleich meine mittelalterlichen und ritterlichen Bedenken. — —

„In Kopenhagen können Sie noch einen Blick auf die Werke an der Seeseite werfen,“ begann der Oberst wieder. „Wir haben zwar leider noch keine Marine, die uns einen Seeangriff gestattet, indeß, wer kann wissen, mit welchem Alliirten wir ein Mal Krieg führen werden? Bei alledem müssen Sie sich nicht in Conflict mit den Gesetzen jenes Landes bringen. Ihren Aufenthalt nehmen Sie, wo es Ihnen praktisch dünkt. Der zweite Theil Ihrer Aufgabe ist folgender.“

Der Oberst entwickelte mir nun denselben kurz und bündig, und ich erspare mir, theure Charita, Ihnen denselben ebenfalls zu schildern. Sie wissen genug, um meine Lage in Dänemark, als wir uns begegneten, beurtheilen zu können.

Der Oberst gab mir noch den Schlüssel zu einer Chifferschrift, eine Anweisung auf die Kasse des Generalstabes zur Bestreitung meiner Ausgaben, und entließ mich sodann. Zwölf Stunden später befand ich mich auf einem Dänischen Dampfer, auf der blauen Ostsee, der sein Bugspriet auf Kopenhagen gerichtet hielt. — Ich war Friedrich Bronn. — Ich hatte überlegt,

welche Nationalität, welche Herkunft ich mir am leichtesten beilegen konnte, um mich im Falle irgend einer Verlegenheit nicht zu compromittiren. — Ich entschloß mich für die österreichische.

Ich belästige Sie nicht mit der Erzählung, wie und wo ich meine Aufträge erfüllte; nur will ich sagen, daß ich dies eifrig that, nachdem ich, sowohl von der Nützlichkeit derselben als auch davon überzeugt war, daß sie ehrenvoll für mich seien, und daß meine Pflicht als Officier und Unterthan erheischte, auch in dieser Weise meinem König und meinem Vaterlande zu dienen.

Den ersten Theil meines Auftrages hatte ich schnell vollendet und gestattete mir nun einen Ruhetag. —

Am Abend ging ich in das Theater, wo eine gemischte Vorstellung zum Besten der Armen Kopenhagens stattfand. — Eine Sängerin hatte damals in ganz kurzer Zeit in Kopenhagen immensen Ruf erlangt. Man rühmte die Fülle ihrer Stimme, besonders aber die Innigkeit ihres kunstreichen Vortrages und fügte als besonders interessant hinzu, daß sie keinen großen Meister gehabt, daß sie ihre Kunst ganz aus sich selbst und aus den Werken der deutschen Classiker geschöpft habe. — Wie eine glänzende Blume sei sie plötzlich

aus den jütländischen Haiden hervorgegangen, sagten die Kopenhagener." —

Fontenay hielt einen Augenblick inne.

Charita schüttelte leise und schmerzvoll das Haupt.

„Ich sah diese Sängerin, ich hörte Sie, theure Charita. Sie wissen, ich bin nicht ausübend in der Musik, aber Sie wissen auch, wie ich die Musik liebe! Aber mehr als die Tiefe und Innigkeit des Gesanges berührte mich die Erscheinung der Sängerin."

Charita hob mit einer unbeschreiblich bittenden und rührenden Geberde die gefaltenen Hände empor.

Fontenay verstand sie. —

„Ich schweige hierüber. Wie oft habe ich nicht schon der Sängerin gesagt, als sie später in meinen Armen ruhte, welchen Eindruck ich an diesem Abend mit in mein Hotel nahm. Am nächsten Morgen aber, als ich mich, um den zweiten Theil meines Auftrags zu erfüllen, nach dem Seebade Marienlyst begab, fand ich mich im Waggon plötzlich der gefeierten Sängerin gegenüber."

Das junge Mädchen erbebte und machte wieder eine Bewegung, als ob sie die Erinnerung von sich abwehren wollte. —

„Nein, nein," fuhr Fontenay fort, „ich will nicht

auf der Schilderung jener glücklichen Zeit verweilen, welche wir zusammen in jenem reizenden Oertchen verlebten, das an den buchenbewaldeten Hügeln hinabsteigend, fast von den brandenden Wogen der Ostsee berührt wird. — Nur eins, Charita, muß und will ich gleich aussprechen. — Ich war glücklich, wie noch nie, nachdem wir uns eines Tages auf dem gelben, muschelbedeckten Strande unter dem Rauschen der Brandung gesagt hatten, daß wir uns liebten. Ich war besser und damit auch glücklicher!"

Fontenay machte eine Pause in seiner Erzählung. Charita's Augen füllten sich. — —

„Durch das, was ich Ihnen von dem mir gewordenen Auftrag jetzt mitgetheilt habe, werden Sie nun wissen, daß ich mich Ihnen unter wahrem Namen nicht nahen konnte. Mich band Ehre und Pflicht, die höchsten Güter jedes wahrhaften Soldaten. Ich konnte für Sie ebenfalls nur Friedrich Bronn sein. Frederic nannten Sie mich in Ihrer nordischen Sprache, und dieser Name wenigstens log nicht. — Ganz von Vertrauen erfüllt, drangen Sie in den Stunden unseres Alleinseins nicht in mich, Ihnen genauer meinen Stand, meine Herkunft zu enthüllen. Während dessen war ich genöthigt, meinen Auftrag weiter zu verfolgen.

Zu tief ist das Gefühl der Pflicht von Kindheit an in uns preußischen Soldaten gepflegt, als daß ich mich einer Vernachlässigung hätte schuldig machen können. Ich brauche nicht zu erwähnen, theure Charita, daß ich hierbei oft peinlich von dem Gedanken berührt wurde, in einer solchen Absicht auf dem Boden des von Ihnen geliebten Vaterlandes zu stehen.

Schon oft legte ich mir damals die Frage vor, wie sich dieser Knoten lösen könne, der sich durch unsere gegenseitige Neigung geschürzt hatte. Ich dachte an den nationalen Haß beider Nationen, der sich noch steigern würde, bei einem etwaigen wirklichen Ausbruch des Krieges, an die Antipathie Ihres so ehrenfesten, hochgebildeten Vaters gegen das Deutschthum, besonders gegen uns Preußen. Ich fühlte oft die verzweifelte Lage, in die ich gerathen war; aber wenn ich von den zahlreichen Ausflügen, die ich zur Erfüllung meines Auftrages machen mußte, wieder zurückkehrte, da vergaß ich bei Ihrem Anblick, Charita, beim Tone Ihrer lieben Stimme, stets die Klippen, die mich rings umgaben. Mit hohem Stolze sagte ich mir, wenn ich Sie, die gefeierte Sängerin von allen Seiten umschwärmt sah, daß ich der einzige wahrhaft Glückliche, Beneidenswerthe an diesem Orte sei. —

So hin und her schwankend zwischen unseren Hoffnungen und der rauhen Wirklichkeit, fuhr ich fort Sie zu lieben, mich in Ihre Liebe zu versenken, und klammerte mich weiter an dies Paradies, wie Jemand, der sich bewußt ist, einen glücklichen Traum zu träumen und Nichts mehr als das Erwachen zu fürchten. — Aber es kam, das Erwachen! Es kam der Tag, Charita, daß ich, von dem letzten mir zur Vollendung meines Auftrages nöthigen Ausfluge nach jenem idyllischen kleinen Badeorte auf Seeland zurückkehrend, den Brief vorfand, in welchem Du mich benachrichtigtest," fuhr Fontenay fort, in der Wärme seiner Erzählung in das frühere trauliche „Du" fallend — „daß die schwere Krankheit Deiner Mutter Dich und Deinen Vater gezwungen hätte, baldigst abzureisen, daß Du mir treu und gut sein würdest zu aller Zeit, und daß Du von mir alle Maßregeln erwartetest, um vorläufig ohne Wissen Deines Vaters mit Dir in Verbindung zu bleiben. Du fügtest hinzu, daß der Zeitpunkt hoffentlich nicht fern sein würde, in welchem unser Verlöbniß Deinem ehrwürdigen Vater bekannt werden dürfte. —

Beim Empfang dieses Briefes, Charita, ich läugne es nicht, stürzte das Gebäude chimärischer Hoffnungen

zusammen. Die Wirklichkeit trat, als ich Deine Lichtgestalt nicht mehr vor Augen sah, zu mir ein und schmetterte mich nieder.

Laß mich Dir auseinandersetzen, was ich dachte, welche furchtbaren Gründe mit Gewalt auf mich eindrangen und mir mein Glück entrissen!

Deine Entfernung legte mir auf ein Mal klar, wie es sowohl unmöglich als auch unwürdig sein würde, die Täuschung, in welcher Du Dich über meinen Namen und Stand befandest, länger zu unterhalten, falls ich in demselben Verhältniß zu Dir verharrte. — Zum Weiteren mußte ich mir sagen: Wenn sie mir auch vergeben sollte, daß ich ihr Namen und Stand verschwieg, wenn ihre Liebe den etwa ausbrechenden Kampf der Nationen, den Widerwillen ihrer Verwandten gegen den Preußen besiegt, was dann? — Ich bin ein armer preußischer Officier, der nichts hat als seinen Degen.

Sie ist eine schon berühmte Sängerin, ein aufgehendes Gestirn. Sie hat eine Zukunft voll Ehre, voll Ruhm, von Vermögen vor sich. — Indem sie Vaterland, Verwandte, indem sie ihre Kunst verläßt, — denn als Gattin eines preußischen Officiers, hättest Du, theure Charita, Deine Kunst nicht mehr öffentlich

ausüben können, — was gebe ich ihr als Ersatz? Das glänzende Elend einer Officierfamilie ohne Vermögen! — Die Möglichkeit nach Dänemark zu kommen, um mein Vaterland aufzugeben und an Deiner Seite zu leben — welches Licht hätte das auf mich geworfen, da ich in einer solchen Mission dorthin gesendet worden war! — Und mich von Dir erhalten lassen, von der Arbeit einer berühmten Sängerin! Ohne selbst zu arbeiten für sie, für meine Gattin — mein Leben so hinbringen, — nimmermehr! Das eine schien mir gegen meine Officiers-, das andere gegen meine Mannesehre." — Fontenay athmete tief auf. Dann fuhr er fort.

„Den Kampf will ich Dir nicht schildern, Charita, den ich kämpfte; er war nicht lang, aber er war furchtbar. Am Abend war ich entschieden und ich setzte mich, um meinen Abschiedsbrief an Dich zu schreiben. — Als ich die Feder in der Hand hatte, fiel mir erst ein, daß es ja auch jetzt noch nicht in meiner Macht stand, aufrichtig gegen Dich zu sein. Noch band mich das gegebene Versprechen. — Noch durfte ich von meinem Auftrag nichts verrathen. — Und hätte ich nicht Deinen Schmerz vergrößert — vielleicht sogar Deine Verachtung auf mich

geladen? So schrieb ich Dir denn nur, daß mich die dringendsten Verhältnisse zwängen, einer Verbindung mit Dir zu entsagen, und daß ich ewig an Dich denken würde. — — Ich schrieb es Dir unter demselben Namen, ich unterzeichnete mich Friederich Bronn, der auf ewig ein Todter für Dich sein sollte. — Der damals erwartete Krieg brach nicht aus, obgleich Dänemark, im Winter schon sich bedroht glaubend, zur Mobilmachung seiner Armee geschritten war. — Ich glaube deshalb auch überhaupt nicht mehr daran, daß Preußen in nächster Zeit ein Mal den Degen ziehen wird. Jetzt nach drei Jahren bin ich meines, dem General gegebenen Versprechens ledig und konnte sprechen, konnte Dir Alles sagen. Du weißt Alles, Charita! Nun sprich, Charita, Dein Urtheil!"

6. Kapitel.

Charita's Urtheil.

Charita saß noch einige Zeit unbeweglich, die Augen auf den Boden geheftet. Dann erhob sie langsam den Blick auf Fontenay.

Ein Sonnenstrahl fiel durch den dunklen Tannenschatten und spielte auf ihrem goldenen Haar. Die blauen sanften Augensterne gossen einen Strahl unendlicher Liebe und Vergebung auf Fontenay aus. Sie war anzusehen wie eine Madonna des Lichts und der Liebe.

„Ich danke Ihnen, Frederic," begann sie mit leiser Stimme. „Sie sind nicht schuldig. Die Verhältnisse sind so besonderer Natur, daß sich mir Alles erklärt. Fern sei es von mir, einen Zweifel in Ihre Worte zu setzen. — Ich bin überzeugt, daß Sie selbst auch das Alles glauben, was Sie über Ihre

Neigung zu mir gesagt haben. — Aber dies Letztere ist das Einzige, mein Freund, worin ich Ihnen widersprechen muß!" —

„Charita," fuhr Fontenay mit vor Erregung bebender Stimme auf, „wie hierin gerade wollen Sie mir widersprechen? Wie kann ich das verstehen?"

„Gewiß, mein Freund," fuhr Charita fort. „Lassen Sie mich Ihnen besser sagen, wie es in Ihrem Innern aussah, wie es jetzt noch aussieht. Sehen Sie, es kommt mir dabei zu Hülfe, daß ja Weidner, Ihr Freund, so oft uns von Ihnen erzählte, nicht wissend, daß Friedrich von Fontenay für mich einst Frederic Bronn gewesen war. Aber auch ohne dies sieht mein Auge, das Auge der Liebe, scharf. Unumstößlich fest ist mein Glaube hierin, daß Sie allerdings an Ihre Neigung geglaubt haben mögen, daß aber — —"

„Vollenden Sie, Charita!"

„Daß, verzeihen Sie, mein Freund, Ihre Neigung zu mir — keine wahre Neigung war."

„Aber mit welchem Recht, theure Charita, wollen Sie das behaupten? Behaupten mich besser zu kennen, als ich mich selbst?" rief Fontenay in schmerzlichem Tone.

Der sich sonst immer in vornehmer Ruhe und Gelassenheit bewegende Mann war todtenblaß geworden, seine Stimme bebte, und seine Augen hingen mit Unterwürfigkeit und Bangigkeit an der Elfengestalt Charita's. —

„Weil ich mir nur eine Vorstellung von Neigung und Liebe machen kann, und diese schöpfe ich aus meiner eigenen Brust," antwortete Charita ruhig, aber mit überzeugungsvollem Ausdruck. „Ich frage mich, was ich gethan hätte, wenn ich an Ihrer Stelle gewesen wäre, und dann muß ich sagen: ich glaube nicht an Ihre Neigung." —

Fontenay trat einen Schritt auf sie zu und wollte sprechen.

„Nein, hören Sie mich," rief sie, die schmale weiße Hand erhebend. „Ich will Ihnen sagen, wie Sie dazu gekommen sind mir zu erklären, daß Sie mich liebten und meine volle ganze Neigung damit zu erwerben. Manches Herz hat Ihnen offen gestanden in früheren Zeiten und jetzt. Sie waren daran gewöhnt. Sie sahen mich die damalige Sängerin des Theaters in unserer Hauptstadt. Es interessirte Sie anfangs sich mir zu nähern. Mein damaliger

Stand, der ja so viele Gefahren im Gefolge hat, mochte Sie dazu vielleicht noch mehr verleiten. — Ich war die Schuldige, daß ich Ihnen mit solchem Vertrauen, ach, nur zu sehr! entgegenkam. Die Möglichkeit, theurer Freund, will ich nicht bestreiten, daß Sie mich bei noch längerem Zusammensein ganz und voll hätten lieben lernen, aber als ich von Ihnen ging, als ich an das Todtenbett meiner Mutter treten mußte, da liebten Sie mich noch nicht wahrhaft, so wie ich Sie. Gewiß, gewiß, Sie glaubten es! Aber bestanden Sie die Probe? Nein, Frederic! Die Probe war schrecklich, aber konnte das, was uns in Kämpfen aller Art erwartete, schrecklicher sein, als die Nächte, die ich verlebte, Frederic? Konnten Sie mir Uebleres zufügen, als mich verlassen?"

Charita schwieg. Fontenay sah starr zur Erde.

„Und wären Sie der ärgste Feind meines Vaterlandes gewesen, ich hätte um Ihretwillen Vater und Land und alles Andere verlassen, was mir theuer war. So verstehe ich die Liebe, mein Freund, und anders kann ich sie nicht denken. Ach, mein Freund, Sie kannten die Frauen noch nicht, denn Sie glaubten nicht an sie. Sie hatten wahre Liebe noch nicht gesehen, mein theurer Frederic. Doch nun genug! Ich will Sie nicht

kränken, aber Sie verlangten Wahrheit von mir, ich mußte sie Ihnen geben. Verzeihen Sie mir im voraus, Frederic!"

„Charita," erwiederte Fontenay, indem er heftig aufsprang, „ich schwöre Ihnen, daß Sie mir stets wieder vor die Seele traten, trotz des Taumels, in den ich mich stürzte um zu vergessen. Ich habe es nie gekonnt! Ich glaubte damals recht zu handeln. — Jetzt sagen Sie, daß Sie mir gefolgt wären, um jeden Preis. Sie glauben nicht, daß ich Sie liebe. Ich will Ihnen den Beweis geben. Machen Sie Ihren Entschluß jetzt noch wahr! Herz und Hand biete ich Ihnen; ich will, um das Unrecht gegen Sie gut zu machen, die Fahne verlassen, die ich so liebe. Ich will den Abschied nehmen, ich will arbeiten neben Ihnen mit Hand und Feder. — Verzeihen Sie mir und machen Sie mich glücklich, Charita!" —

Charita hatte Fontenay, während er sprach, tief und innig betrachtet. Fontenay blickte ihr in das erröthende, von strahlender Hoffnung angehauchte Gesicht. — — Plötzlich erbleichte sie und legte die Hand auf die Brust, wie um gewaltsam die in ihr lebenden Gefühle zurückzudrängen.

„Das war damals," sagte sie tonlos, „so etwas kann man nur ein Mal! Jetzt ist es zu spät!"

„Zu spät!" rief Fontenay, „so können Sie nicht vergeben?"

„Von Herzen! Sie haben mich glücklich gemacht durch Ihre Worte! Unbeschreiblich glücklich! Hören Sie, theurer Frederic, ich könnte Ihnen sagen: Sie stehen vor mir als ein Officier, der eine Laufbahn hat, als ein Mann, der seinem Vaterlande noch sehr nützlich sein wird; ich könnte Ihnen das Alles sagen, aber dann würde ich meinen Worten von vorhin untreu werden. Ich kann es Ihnen nicht ersparen; ich nenne Ihnen den Grund, der mich wahrhaft abhält, Ihren Worten zu folgen. — Ich bin sehr, sehr krank, Frederic!"

„Was sagen Sie!" rief Fontenay erbleichend.

„Frederic, ich kann Ihr Leben nicht an das meinige fesseln. Sie in voller Kraft, ich — Opfer einer grausamen Krankheit, die jedem Mittel, auch diesen Quellen, trotzt."

„Es ist nicht möglich! So muß ich Dich wiederfinden, Charita! Dich voller Leben, voll Hoffnung, und Deine Kunst —"

„Meine Kunst? Das ist vorbei! Ich habe, seit ich

von Dir ging, nicht einen Ton mehr öffentlich gesungen. Ich beklage es nicht." —

Fontenay schlug sich vor die Stirn.

„Nicht mehr?" rief er. „So habe ich Dir Alles, Alles zerstört im Leben, so habe ich Dein Schicksal gewendet! — Aber ich kann Dich nicht lassen, ich hab' Dich gefunden! Der Himmel hat Dich mir gesendet, ich kann noch gut machen und ich will es!"

Er warf sich vor ihr nieder und faßte ihre Hände.

„Frederic, theurer Mann," sagte Charita bebend sich zu ihm niederbeugend und ihm das dunkle Haar aus der Stirn streichend, „willst Du das Leben mit dem Tode vermählen? Ich habe den Keim des Todes in mir, Frederic; kein Jahr mehr nenne ich mein auf dieser Erde."

Frederic blickte ihr voll unsäglicher Angst in's Auge. Sie hatte die rechte Hand auf seine Stirn gestützt und sah schwärmerisch und bleich zu ihm nieder.

„Kein Jahr mehr!" wiederholte sie leise und langsam, „mir sagt es eine innere Stimme; und wenn Du dieser nicht glaubst — auf mein dringendes Befragen sagte mir's gestern der Arzt, oder verneinte doch nicht die Möglichkeit, und das ist genug. Ich gehöre dem

Tode an; Du noch dem Leben, theurer Mann! Es ist so, wie ich sage, keine Täuschung möglich. Jetzt stehe auf und höre an, was Dir Deine Charita von ehemals zu sagen hat!" —

Fontenay erhob sich mechanisch. Er konnte den Blick nicht einen Moment abwenden von diesem bleichen Munde, der so groß und einfach den Tod verkündete. —

Sie führte ihn zu der Felsenbank und ließ ihn neben sich niedersetzen. Sie hatte seine Hände mit den ihren umschlossen und preßte sie heftig an ihr Herz.

„So nehme ich Abschied von Dir, Frederic! Abschied als mein Geliebter vor Gott auf ewig. Unbeschreibliches Glück hast Du mir heute bereitet; ich nehme es mit hinüber in die andere Welt. Und somit fare well, mein edler, theurer Mann, der Du Alles an mir Verschuldete wieder gut gemacht hast."

Sie ließ seine Hände los. —

„Charita," rief Fontenay, „ich ertrag' es nicht, ich will —"

„Still, still, mein Freund! Mein Wille ist unwiderruflich! — Nun aber höre! Hier bleibt uns viel zu thun. Ich kam hierher unter dem Namen Inden-

borg. Noch ist mein Name, zum wenigsten in den Künstlerkreisen, Manchem in Deutschland erinnerlich. Ich wäre Belästigungen ausgesetzt gewesen unter meinem eigenen Namen — und ich wollte ruhig leben. Ich lernte Weidner und Maria kennen. Es gilt das Glück Beider. Weihen wir uns diesen, beschützen wir sie nach unseren Kräften, leben wir in dieser Liebe. Ich bin die Freundin Maria's geworden, Du bist Weidner's Freund. Gelingt es uns die Hindernisse zu besiegen, kann ich dazu beitragen, dann Frederic hat unser Verhältniß doch etwas Gutes gehabt, und ich kann mit freundlicher Erinnerung von dieser Erde gehen. — Vor Weidner und Maria bleiben wir uns fremd. Wir verschweigen ihnen, was sie entmuthigen und niederschlagen könnte." —

Fontenay blickte noch immer verstört und bleich umher. Er hörte Charita's Worte, aber er faßte nicht ihren Sinn.

„Ermannen Sie sich," fuhr das junge Mädchen fort, „thun Sie dasselbe für Weidner, was ich für Maria thue."

Fontenay fuhr zusammen. Die Erinnerung an das bevorstehende Duell, an die ganze gefahrvolle Situation Weidner's trat vor seine Seele. —

„Es ist gut," sagte er mit stockender Stimme. „Ich bin bereit zu hören über Weidner und Maria. Aber hören Sie auch mich. Ich hoffe noch Ihren Sinn zu beugen, Ihren Entschluß zu erschüttern; ich kann, nachdem ich Sie hier gefunden, Charita — ich kann nicht entsagen."

---

7. Kapitel.

Handelt sowohl von Staats-, als von Liebessachen.

Als Fontenay nach einer längeren, Weidner und Maria betreffenden, Unterredung mit Charita eine Stunde später in Weidner's Wohnung trat, hätte Niemand vermocht, in seinem Gesicht und Benehmen eine Spur von dem an der Waldquelle Erlebten zu entdecken.

„So," rief Weidner, „was man zu machen hätte, wäre besorgt. — Nun höre, guter Friedrich! Falls ich morgen eine kalte, willenlose Masse sein sollte, die einst Max Weidner hieß, so sei so gut, diese Briefe zu expediren — und hier *diese* übergiebst Du in diesem Falle sowohl Maria, als meiner Mutter *selbst*, indem Du ihnen die Nachricht mittheilst. Ich verlange Schweres von Dir, das weiß ich, aber ich weiß auch nicht, wem ich es sonst auftragen wollte und könnte. —

Und nun, mein Freund, ich habe abgeschlossen, habe in Gedanken mit Allem abgeschlossen, was mir theuer, und man muß das Abschiednehmen nicht zu lange ausdehnen, das paßt nicht zu solchen Geschäften. Also hier meine Hand! Falle ich, so lebe ich in Deinem Gedächtniß fort." Sie schüttelten sich die Hände.

„Du hast Recht, Max, machen wir das auf ein Mal ab. Aber weißt Du eins, Max!"

„Nun?"

„Du wirst morgen keine willenlose, kalte Masse sein!"

„Woher weißt Du das so genau?"

„Einer, der also ruhig und gemessen vor einem Zweikampf steht, wird nicht erschossen. Im Gegentheil, Du wirst dem herzoglichen Herrn Lieutenant einen gehörigen Denkzettel geben."

„Laß gut sein! Was Neues von Maria?"

„Ich traf Charita Indenborg, Deine warme Freundin."

„Frug sie Dich nach dem Conflict, hatte Maria etwas davon gehört?"

„Allerdings! Ich mußte ausweichen, stellte die Sache als bedeutungslos dar. — Maria wird, wie Charita sagte, wenn irgend möglich, zwischen zehn und

halb elf Abends Dir vom Fenster aus einen Gruß zusenden. Mehr kann sie nicht versprechen, meinte Charita!"

„Gott sei Dank! Es ist wenig, aber doch etwas."

„Es ist gut so; eine Zusammenkunft könnte Dir Deine Ruhe rauben."

„Ich muß Dir schon folgen, was kann ich machen? — Doch nun etwas frische Luft, Fontenay, und dann Abendbrot! Das viele Schreiben hat mir Hunger gemacht." —

Auf der Terrasse war es sehr still. Der Abend war herangekommen, aber die meisten Badegäste waren von ihren Partien noch nicht zurück. Manchen sehnsüchtigen Blick warf Weidner nach den geschlossenen Jalousien der Hall'schen Wohnung. Kein liebes Gesicht erschien am Fenster.

Nach einiger Zeit jedoch trat der Rheder mit Edith am Arme aus dem Hause und erging sich auf der Terrasse.

„Das ist ein schönes Mädchen," sagte Fontenay, „und welche Leidenschaftlichkeit und Gluth muß ihre Seele bergen."

„Woher vermuthest Du das?"

„Naive Frage, Max! So etwas fühlt man, glaubt daran und kommt so zur Vermuthung."

„Aber wenn sie Gefühl hat, wie kommt sie zu dem Bräutigam?"

„Wer weiß, durch welche Intrigue!"

„Es ist nicht zu entschuldigen, und etwas Aehnliches habe ich ihr auch ein Mal gesagt, noch ehe ich wußte, daß sie an diesen Mann gebunden war."

„Vielleicht war's sehr Unrecht, Max, ihr dies zu sagen. Doch auf jeden Fall, ein poetisches Geschöpf, wie Du sie mir brieflich schildertest! Mirza-Schaffy würde eine Zuleika aus ihr machen."

„Du bist und bleibst der Alte, keine Spur von Besserung in Dir!" erwiederte Weidner fast scherzend.

„Oh Max, Max!"

„Nun, was willst Du sagen?"

„Nichts, ich denke nur dies und das."

Weidner schüttelte den Kopf. — Fontenay aber dachte bei sich: Dies Mädchen mit den Flammen im Auge und dem stolzen energischen Ausdruck im Gesicht — sie hätte Weidner lieben müssen, sie hätte sich von jeder Fessel befreit und wäre ihm gefolgt bis an das Ende der Welt, wie die arme Charita mir folgen wollte. —

Beide schlenderten langsam dem Walde zu. — Vor Allem lag Fontenay daran, seinen Freund in

möglichst ruhiger, gleichmäßiger Gemüthsstimmung zu erhalten. Mit mächtiger Selbstbeherrschung lenkte er, der selbst heute so Erschütterndes erlebt hatte, das Gespräch auf die Lage des Vaterlandes, auf die Zeitereignisse. Er wußte, daß dies Thema allein im Stande war, Weidners Gedanken eine andere Richtung zu geben.

„Man blickt mit Spannung nach Frankfurt," sagte Fontenay.

„Das ist schon ein Verkennen der Situation; die Sache ist todt, seit Preußen sich geweigert, zu erscheinen. Gut gemacht, Bismarck!"

„Gewiß, wenn nur das Material, in dem er arbeitet, ihm nicht versagt."

„So glaubst Du, Preußen könnte schließlich doch noch kommen?" rief Weidner.

„Das nicht! König Wilhelm ist ein Soldat. Er widerruft nicht, was er gesagt. Aber nun weiter! Wird man den Sprung über den Graben thun, der nöthig ist, wird man Familienbande, dynastische Rücksichten unbeachtet lassen? Wird man sich entschließen können, auf das einzige verständige Ziel unserer Politik mit starken Schritten los zu gehen — wird man mit

einem Worte Oesterreich den Krieg machen? Ich glaube es leider — leider nicht!"

„Man wird müssen, mein Freund; Oesterreich fängt an, uns zu reizen, man wird müssen! Und ich möchte meinen, das entscheidende Wort sei schon gefallen. Ein deutsches Parlament nach allgemeinen Wahlen, das ist Zunder in die Massen."

„Ein Parlament dieser Art ist just nicht nach meinem Geschmack. Die Sache schmeckt nach Napoleonismus und Demokratie. Und was ist allgemeines Stimmrecht? Es widerstrebt nicht nur meinem Gefühl, sondern auch meiner Vernunft. Die Freiheit verstehe ich wohl, — aber die Gleichheit werde ich nie, will ich nie verstehen." —

„Das allgemeine Stimmrecht, meine ich, soll die Fahne sein, um das nationale Werk anzufangen."

„Ja, eine Fahne wohl," sagte Fontenay nachdenklich, „aber was für eine! Glaube mir, es ist ein romanisches Gewächs, paßt nicht für uns. — Nein, ein anderes Wort hat mir gefallen von Bismarck."

„Natürlich das von Blut und Eisen," rief Weidner.

„Natürlich! Sieh', ein Wort ist allerdings nur ein Wort, aber dies Wort in dieser vereinsduseligen,

zweckessenhaften, von ewiger Bruderliebe durchwehten Zeit auszusprechen, das ist schon fast eine That! Wie sie aufgerüttelt wurden, das ganze Philisterthum! Das hat mir am besten gefallen, nicht nur als Soldaten, nein, als Patrioten. Es bedeutet das Aufhören der Phrase."

„Dein Wort von Blut und Eisen mag recht gut sein, aber es giebt keine Idee, und eine solche muß die Masse haben, wenn sie geführt sein will. Bismarck bedarf einer Idee, er setzt sich mit seinem Vorschlag in Widerspruch mit den verrotteten Zuständen in Deutschland. Das ist es, was er will."

„Gut. Jetzt versteht die Masse das allgemeine Stimmrecht noch nicht. Wenn sie es einmal versteht, wird man vielleicht eigenthümliche Dinge erleben."

„Die Gleichheit vor dem Gesetz ist es, auf der die modernen Staaten ruhen."

„Aber bedingt diese die Gleichheit in den politischen Rechten? Traue doch der Masse nicht, Max! Sie ist nicht so, wie sich unsere Humanisten denken. — Undankbarkeit ist unter Anderem einer ihrer Hauptfehler. Nein Max, eine aufgeklärte Aristokratie, die müßte den Staat regieren! Freilich,

wenn man das heutzutage ausspricht öffentlich, gilt man als ein Rückschrittsmann, so sind die Begriffe verwirrt. Und doch ist eine solche Aristokratie der beste Wächter der Freiheiten eines Volkes."

„Sehr schön," rief Weidner, „aber wo findest Du in Deutschland eine solche? Außerdem steht aber Dein Verlangen in absolutem Widerspruch mit dem demokratischen Zuge der Zeit. Und wie soll dann Deine Aristokratie beschaffen sein?"

„Laß nur den demokratischen Zug der Zeit bei Seite, Max! Vielleicht hören wir in nicht allzu kurzer Zeit etwas von dem katholischen Zuge der Zeit, mehr als uns lieb ist. —

„Unmöglich!" rief Max.

„Unmöglich? Ja siehst Du, hiervon weiß unser Einer, der das Volk ja vor sich alle Jahre die Revue passiren läßt und immer neues und frisches Blut unter die Hände bekommt, manchmal mehr, als man in der Welt glaubt."

„Aber nun Deine Aristokratie! Laß hören, wie denkst Du Dir dieselbe?" frug Weidner.

„Das ist freilich sehr schwer, ich negire hier mehr das entgegengesetzte Princip —"

„Als daß Du etwas Besseres zu finden wüßtest!“ — fiel Weidner ein.

„Eine Aristokratie von heute müßte auf geistiger und reeller Grundlage zugleich ruhen, nicht allein den Adel und Grundbesitz, sondern die Bildung, die Stellung, den Reichthum umfassen — genug: die gebildeten Klassen sind die Aristokratie.“

„Was für ein Gymnasialzeugniß soll über die Bildung entscheiden, Sekunda oder Unterprima?“ frug Weidner lächelnd.

Fontenay wurde nicht verlegen; er drehte den kleinen Schnurrbart und sah nachdenkend Weidner in's Gesicht.

„Es ist wahr, ich kann darauf nichts antworten und glaube, Professor Gründlich würde es auch nicht können. Nun gut, es mag sich keine Aristokratie schaffen lassen, aber dann verleihe man wenigstens nicht der Masse Rechte, welche jede Bedingung einer Aristokratie negiren. Vielleicht kommt noch ein Mal die Zeit, daß der Liberalismus von den verhätschelten Massen zu der Aristokratie, zu den Gebildeten flüchtet, von denen er ja ursprünglich ausgegangen. Waren nicht Voltaire, Montesquieu, Rousseau, Mirabeau

Edelleute? War nicht Stein ein Reichsfreiherr? Stimmten nicht andererseits 1851 und 1852 die Massen in Frankreich gegen den Liberalismus?"

„Geleitet von Präfecten und Maires!" erwiederte Weidner.

„Geleitet! Da hast Du's! Läßt sich der Gebildete leiten? Nur der Ungebildete oder Halbgebildete, der von sich alles Andere glaubt, nur nicht, daß er eben nicht gebildet ist."

„Es handelt sich hier nicht allein um Bildung und Wissen, sondern um gesunden Menschenverstand und um Charakter, und den zeigen die unteren Stände oft mehr, als Deine sogenannten Gebildeten. Und nimm es mir nicht übel, alter Freund! Hinter Deinen Gebildeten steckt ja doch nun einmal nichts, als der Hang und die Vorliebe für die Klasse, welche so lange und wohl zum Theil noch an der Spitze der Menschheit zu stehen — sich dünkt."

Fontenay lächelte. — „Ich hätte kaum geglaubt, daß mein Max mit einem solchen Urtheil so schnell bei der Hand wäre."

„Verzeih' mir Fontenay," rief Weidner, seine Hand fassend. „Du weißt, wie weit ich sonst von Vorurtheilen gegen den Adel entfernt bin, wie gern

ich ihm das Recht lasse, der tapfere Degen des Vaterlandes gewesen zu sein."

„Still, still alter Freund! Wir sind ganz einig. Vorwärts mit Preußen ist unsere Parole. — Es ist Zeit! Auch die Armee erwartet den Moment der That mit Sehnsucht. Das preußische Offizierkorps politisirt nicht, aber man muß deshalb nicht glauben, daß es den Geschicken des Landes gegenüber unempfindlich ist. Gerade die Tüchtigsten haben die Demüthigung von Olmütz nie vergessen. Und Olmütz wird unsere Parole sein, wenn uns Gott ein Mal den Krieg gegen die Weißröcke giebt!"

Fontenay sprach diese Worte mit mehr als gewöhnlicher Betonung.

„So habe ich Dich noch nie gesehen Friedrich," rief Weidner, „ja, Olmütz soll dann die Parole sein!"

Sie reichten sich die Hand. Weidner senkte das Haupt.

„Nun Kopf oben, alter Freund! Die Sonne rennt auch durch den rauhesten Tag. — Mir sagt es eine innere Stimme, die mich nie täuscht — nie! Du wirst noch glücklich sein!"

„Woher willst Du das so genau wissen?" erwiederte Weidner mit schmerzlichem Lächeln. „Vorläufig sieht es nicht danach aus."

„Du glaubst natürlich nicht an Ahnungen, Weidner, und Du thust recht daran. Aber nenne es nun Beurtheilung der Dinge, nenne es Gefühl oder Instinct, wie Du willst, — es spricht oft eine Stimme laut und klar in mir, wenn ich vor Entscheidungen oder vor wichtigen Ereignissen stehe, die ich nicht überhören darf; immer noch, wenn ich nicht auf sie achtete, hatte ich es zu bereuen. Sie lügt mir nicht; ich sehe Dich glücklich in der Zukunft. Du bist ein Mensch, der das Schicksal zwingt."

Beide gingen eine Weile stumm nebeneinander her den Waldweg entlang.

„Wie herrlich ist es hier," sagte Fontenay, die Cigarre wegwerfend und den Tannenduft einathmend. „Ich begreife, daß man hier ganz ohne besondere Heilmittel gesund werden kann."

„Würdest Du es wohl lange hier aushalten?" frug Weidner, „ich zweifle daran."

„In dieser Gesellschaft und bei der Beschäftigung, wie Du sie hast, warum nicht?" antwortete Fontenay. „Es giebt hier schöne Frauen, es giebt hier Abwechselung, Duelle und dergleichen."

„Oh, Fontenay!"

„Max, ich komme manchmal in Stimmungen,

aus denen ich mich gewaltsam herausreißen muß. In einer solchen war ich jetzt. Wenn ich in Seeberg allein bin und es überfällt mich so, so bleibt mir nur der ewige Tröster — der Wein. Aber hier — hier muß ich mich wieder in meine Alltagsstimmung hineinreden." —

Sie erreichten die Terrasse. Die Sonne fing an, sich dem Rande der Thalwände zu nähern, und die Schatten fielen länger in das Thal von Herzogenbad.

Die Freunde fanden nur den Tisch unter der Linde unbesetzt, an dem sie die Stunde des Abendbrotes zu erwarten gedachten. Der Professor las am anderen Ende der Tafel. Faehrden erschien gleichfalls, grüßte und setzte sich an denselben Tisch. —

„Sie sind schon lange aus Breslau versetzt?" redete er Fontenay an.

„Seit einigen Monaten!"

„Muß verteufelt langweilig in dem Neste sein, wo Sie jetzt stehen, Herr von Fontenay! Sieh' doch, da haben Sie ja noch denselben Köter. Komm hierher Muck, so —"

Aber Muck beantwortete diese Einladung nur durch

ein sehr drohendes Knurren und zeigte seine Zähne, während die Augen unheimlich funkelten.

„Der Kerl ist noch eben so unliebenswürdig, als er es stets war," äußerte Faehrden.

„Er hat Gedächtniß," bemerkte Fontenay trocken. „Sie haben ihn ein Mal im schwarzen Schwan stark auf den Schwanz getreten."

„Im schwarzen Schwan," erwiederte Faehrden mit einem kurzen Vibriren der Stimme, „da war ich nicht oft."

„Doch nicht zu selten. Es war an jenem Abend, wo Sie die 3000 Thaler von einem Mitgliede des hohen Sports der Provinz gewannen."

„Wirklich! Haben Sie nachgezählt! Aber ich entsinne mich jetzt. Es war kein übler Coup," erwiederte Faehrden in gedehntem Tone.

„Es war kurz, bevor Sie die Armee verließen," sagte Fontenay, die Worte kurz und scharf betonend.

„Kann sein. Ich habe kein Gedächtniß für solche Kleinigkeiten."

Man schwieg. Die beiden Männer warfen sich einen musternden Blick zu. — Faehrden trommelte auf den Tisch und pfiff leise vor sich hin. —

Die Zeit des Abendessens kam heran. Dasselbe ging vorüber ohne besonderen Zufall. Aarenstein's Abwesenheit fiel Niemandem besonders auf. Die Schnabbers schrieben sein Fehlen dem Kummer über Frau Hall's Erkrankung und Maria's Abwesenheit zu.

Beide Freunde gingen sodann in der Dunkelheit auf der Terrasse auf und ab. Es war eine zauberisch schöne Sommernacht, eine jener Nächte, in denen die Sterne heller funkeln, und die Leuchtkäfer lebendiger in den dunklen Gesträuchen glühen. — Je näher die zehnte Stunde herannahte, desto weniger sprach Weidner. Er wollte immer auf der Terrasse stehen bleiben, um Maria's Erscheinen am Fenster nicht zu versäumen. Nur mit Mühe und durch die dringende Vorstellung, daß dies unnütz die Aufmerksamkeit der noch promenirenden Badegäste erregen würde, bewog ihn Fontenay, seinen Weg fortzusetzen. —

Etwa um zehn und ein Viertel Uhr näherten sie sich dem Hause. Alles war still um dasselbe. Weidner's Herz klopfte hörbar. Seine Ruhe war gänzlich entschwunden, und die leidenschaftliche Aufregung seines Innern verrieth sich in dem bebenden Tone der leise zu seinem Freunde gesprochenen Worte.

Fontenay blieb plötzlich stehen.

„Höre Max, es ist am Ende doch Unrecht, daß ich den Auftrag ausgerichtet habe! Es ist mir durchaus nicht lieb, Dich in dieser Aufregung zu sehen, aus vielen Gründen nicht. Du bist ja in Extase, als wenn Du der Erfüllung Deines Glückes entgegen gingest und nicht zu einem Rendez-vous von zwei Stockwerken Distance."

„Du magst daran sehen, wie lieb sie mir ist," antwortete Weidner etwas ungeduldig, „und außerdem vergißst Du wohl, daß es das letzte Mal sein kann."

Und er zog den Freund an der Hand fort.

Beide Freunde drückten sich in die einspringende Ecke, welche der angebaute Glassalon mit dem Hause bildet. Keine Stimme, kein Tritt ließ sich weder in, noch außer dem Hause vernehmen. Das dichte Weinlaub, welches die Außenwände des Salons fast ganz bedeckte, und ein großer Rosenstrauch, der die einspringende Ecke halb ausfüllte, trugen dazu bei, sie vor unberufenen Augen möglichst unsichtbar zu machen. Weidner beugte sich um die Ecke des Mauerwerks und sah gespannt nach dem vom Monde hell beschienenen Fenster hinauf. In jedem Moment erwartete er, das geliebte Mädchengesicht über sich erscheinen zu sehen.

Je größer die Leidenschaft, desto größer die Phantasie, welche, bei solchen Gelegenheiten, Täuschungen aller Art hervorbringt. — Wie oft gelobt man sich, ruhig zu sein, nachdem wieder irgend ein Spiel der Phantasie geneckt hat, und wie oft beginnt ein anderes im nächsten Augenblick. —

So stand Max Weidner, um die Ecke lugend; hinter ihm, über ihn hinwegragend, Friedrich Fontenay an das Spalier der Weinreben gelehnt.

Es schlug zehn und ein halb auf der Festung. Nichts regte sich. — Zehn und drei Viertel — „Nicht ein Mal diese Gunst gewährt sie mir, was sagst Du dazu?" rief Weidner bitter.

„Kann Sie wissen, wie viel Dir daran liegt? Sie hat ja keine Ahnung, daß Du Dich morgen schlägst."

„Es ist wahr, aber dennoch, nachdem wir uns so lange nicht gesehen —"

Horch ein Geräusch! Das Fenster schien zu klirren; aber es war ein anderes, das Jemand die Nacht über offen gelassen hatte. —

Es schlug elf Uhr. — Melodisch vibrirend schwirrten die Töne durch die stille Nacht in das Thal

hinab. — „Ich sehe sie nicht mehr," sagte Weidner leise und Fontenay bemerkte am Tone seiner Stimme, daß er mit großer Bewegung kämpfte. —

In diesem Moment eilten zwei verhüllte Frauengestalten an Fontenay, ohne ihn zu bemerken, vorbei, und eine weiche Hand legte sich von rückwärts auf die Wange des trotz seiner letzten Worte wieder nach dem Fenster sehenden Weidner's.

„Maria!"

„Ja ich bin hier mit Charita — auf einen Moment. Ich mußte heut kommen, ich wollte Dir zeigen, wie ich Dich liebe, Du armer Max! Hier nimm!" — Und sie führte eine Rose, die sie in der Hand hielt, an die Lippen und preßte die Blume dann an die seinigen.

„Oh meine Maria, wenn Du eine Ahnung hättest, welch' Glück Du mir heute gerade zu Theil werden läßt," rief Weidner mit dem vollen Klange des Glücks in der Stimme, und indem er ihre beiden Hände faßte, „heißen ewigen Dank! Nie will ich Dir diese Stunde vergessen."

„Und ich auch nicht, daß Du hier auf mich so lange warteteſt — doch nun leb' wohl; es war sehr kühn von uns; bedenke, wenn irgend Jemand —"

„Ich lasse Dich ja gehen," flüsterte Weidner leidenschaftlich, „ich bin glücklich genug durch diesen Moment. — Aber halt, noch eine Sekunde, hier ist Fontenay" — setzte er hinzu, indem er den Freund aus der Ecke des Pavillons hervorzog, — „dem mußt Du noch eine Hand geben!"

Ein leiser Schrei ertönte von den Lippen beider Mädchen.

„Herr von Fontenay, tausend Mal willkommen, denken Sie nicht schlecht von mir. Wir werden uns oft sehen, so Gott will! Jetzt Adieu! Auf Wiedersehen Max!"

„Und ich," sagte Fontenay zu Charita, auf die Rose in Weidner's Hand deutend, „ich soll ganz leer ausgehen?"

Seine Haltung war so ritterlich, seine Stimme so weich und bittend, und die Augustrosen auf dem Strauch am Glassalon dufteten so süß — Charita streckt wie träumend langsam die Hand aus, pflückt eine Rose — stumm steht sie, die Blume in der Hand, den Blick auf Fontenay geheftet; — plötzlich schreckt sie zusammen, läßt die Rose fallen und verschwindet im Glassalon, wie eine Gestalt aus dem Sommernachtstraum. — Noch ein Händedruck, ein flüchtiges Streifen Wange

an Wange und die Freundin ist ihr gefolgt. Die beiden Männer sind wieder allein.

Fontenay hob langsam die Blume auf.

„Nun mein Freund! Liebt sie mich wahrhaft? Nun mag geschehen, was da will, ich weiß, sie liebt mich wahrhaft,“ rief Weidner.

„Dies Thal ist ganz wunderbar, Max! Die lieblichsten Gestalten erscheinen, setzen die Herzen und Sinne in Flammen und fort sind sie — und man hält nur eine Blume in der Hand, als Zeichen, daß sie wirklich da waren. Was würde Mirza-Schaffy daraus für ein Gedicht machen!“ —

Beide Freunde gingen noch eine kurze Zeit auf dem Spazierweg auf und ab. Weidner sah in diesem Schritt Maria's, ihm eine kurze Zusammenkunft zu gewähren — in Charita's Gegenwart — ein glückverheißendes Zeichen der Standhaftigkeit und Festigkeit, welche sie an den Tag legen mußte, wenn Beider Hoffnungen Aussicht auf Erfolg haben sollten — er sah sie gegen die feindlichen Mächte siegreich ankämpfen, er schwelgte schon im unendlichen Glück ihres Besitzes; an den bevorstehenden Zweikampf dachte er kaum. — Fontenay, der die Sache etwas kälter an-

sah, hörte ihm eine Zeit lang zu, wie er in feuriger Sprache ihm seine Hoffnungen und sein Glück auseinandersetzte. Dann drang er darauf, daß er sich zur Ruhe begab.

Neben Weidner's Zimmer war ein kleines Gemach für Fontenay eingerichtet. — „Leb' wohl du schönes Thal, du holder Nachthimmel, du liebes Haus! Sollte ich euch nicht wiedersehen — ich habe erreicht, was ich bei euch erreichen konnte!" murmelte Weidner, als er, zum Fenster hinauslehnend, einen Blick in die ruhende Natur warf.

Und Fontenay? Lange saß er an seinem Fenster, die Rose, die Charita für ihn gepflückt, aber ihm nicht gegeben hatte, in der Hand haltend, und sog ihren Duft ein. Der Zwang des Tages war vorbei, die Einsamkeit war sein. Was für Gedanken durchzogen sein gequältes Gehirn. —

Sie schweiften nach Seelands Buchenwäldern — und dort sah er die Gestalt, die er sich schon gewöhnt hatte als ein Traumbild seines Lebens zu betrachten. „Ja dies Mädchen hätte mir genügt," hatte er sich oft gesagt, „sie wäre im Stande gewesen, dies unstäte Herz zu fesseln." —

Zerschmettert war die Idylle von Seeland vom Geschick und er hatte im Laufe der Jahre fast nicht mehr geglaubt, daß sie einst Wirklichkeit gewesen. — Und nun nach drei Jahren war ihm hier im deutschen Tannenwald und Felsenthal jene Traumgestalt wieder erschienen! Leibhaftig war sie da; mit ihr befand er sich unter einem Dach. — — Die Gedanken drängten und stürmten, das Herz sprach laut und vernehmlich für Charita, die Kraft und Energie dieses Mannes rief: Beuge sie, erwirb sie dennoch! — Aber eine Stimme im Innern erwiederte leise und fest: Zu spät! Damals wohl! Damals wäre sie dir gefolgt, wohin du sie geführt hättest, jetzt nicht mehr. Dies Mädchen kann nicht lügen. Sie wird nimmer dein eigen, du hast sie verloren. — „Der Untergang," murmelte er düster vor sich hin, „ist nicht das Leben in Elend und Armuth, nicht das Scheiden vom Leben. Es ist der Moment, wo man an sich selbst zweifelt, an sich selbst verzweifelt. — Es ist mir, als wenn ich von ihr nicht loskönnte, als wenn sie mich trotz ihres „Nein" hielte mit festen Banden, als wenn mein Geschick an sie gebunden wäre." —

So saß er lange — bis die Nacht wich und ein

bleicher Schimmer im Osten sich über den Thalwänden zeigte. —

Er stand auf. „Erfüllen wir ihren Willen hier!“ sagte er. „Es wird bald Zeit sein. Wäre ich an seiner Stelle!“

---

8. Kapitel.

Die Presse, wie sie nicht sein soll.

In dreiviertel Stunden hatte der Schnellzug Aarenstein nach der Landeshauptstadt des Herzogthums, nach Hofenau, geführt. Diese Stadt ist von einer zu der Bedeutung des Ländchens nicht passenden Größe. Sie liegt von der Natur begünstigt; hat schöne Anlagen und Promenaden; einige sehenswerthe Bauwerke, mannigfache Kunstinstitute und in Folge Alles dessen einen lebhaften Fremdenverkehr. Außer diesen Vorzügen hatte und hat die Stadt noch selbstverständlich einen Hof. Ein solcher Hof giebt bekanntlich Kaufleuten und Fabrikanten viel zu verdienen. Man erfreut sich an dem entfalteten, fürstlichen Glanz und läßt sich sehr gern zu Hofe einladen, respective befehlen. — Der Hof unterstützt aber nicht nur die Industrie und die Kunst, er wirkt auch darauf hin, der Eitelkeit Be=

friedigung zu schaffen, wozu bekanntlich Titel, Orden und Würden das meiste beitragen. — Was in einem großen Staate schon hin und wieder Schattenseiten hat, wirkt in einem kleinen früher oder später gradezu corrumpirend.

Trotz ihres Fremdenverkehrs, ihrer Anlagen, ihres Theaters, ihrer durch die Verschwendung der Vorfahren der Fürsten dieses Landes aufgehäuften Kunstinstitute, war diese Stadt doch nur eine kleine, sehr kleine Stadt geblieben.

Denn der Geist, der in derselben lebte, war ein sehr kleiner, vom Hofmarschall bis zum Spießbürger herab, der Hoflieferant werden wollte. —

Nirgends fand sich in Deutschland ein ungünstigerer Boden für die Entwickelung des nationalen Gedanken, als gerade in den Hauptstädten der Mittel- oder der großen Kleinstaaten, wenn die Fürsten nicht absolut — wie in Hessen geschah — durch die aufreizendsten Fußtritte ihre Unterthanen aus dem Größenwahnsinn, in denen sie sich seit den Kriegen anfangs dieses Jahrhunderts wieder hineingelebt hatten, zum Bewußtsein zurückführten. Die Leute waren eben in der Lüge groß gezogen worden, daß das sie umgebende Staatswesen wirklich ein Staat

sei. Die Rücksichten, welche man 1814 nach der Niederwerfung ihres Meisters und Herrn, des großen Napoleon, gegen sie geübt, und die Art und Weise, wie man mit ihnen förmlich paktirte, hatten dazu beigetragen, diesem Wahn als Grundlage zu dienen.

Es gab nun freilich auch dort eine Partei, die sich einbildete, nationale Gesinnungen zu besitzen. In Wahrheit aber war es damit schwach bestellt.

Der Mehlthau, der auf dieser Partei in jener Hauptstadt lag, war der Haß gegen den preußischen „Junkerstaat,“ in den sie sich unter dem Frohlocken der Hofpartei und der Loyalisten in den Vaterländchen so hineingeredet hatten, daß sie kaum mehr zurückkonnten, wenn sie auch gewollt hätten. Es waren echte Hofdemokraten, diese Herren der sogenannten deutschen Partei in dieser Hauptstadt. —

Der eigentlichen Landespartei fehlte der nationale Begriff gänzlich. Es soll nicht bestritten werden, daß die partikularistische Gesinnung derselben ursprünglich aus der schönen deutschen Eigenschaft der Treue und Anhänglichkeit an die Fürsten erwachsen war. Sobald aber dem Unterthan der wahre Vaterlandsbegriff fehlt, wird die Anhänglichkeit

an die Dynastie allmälig der reine Byzantinismus, hier in verkleinerter Auflage. Daß eine Dynastie nicht nur auf ein leibliches, materielles Wohlergehen des beherrschten Staates sehen muß, daß sie auch verpflichtet ist, Opfer für die Sicherheit des Landes zu bringen, daß sie aufgeklärt und wahrhaft groß in den Directiven ihrer Politik sein muß, das zu bedenken, fiel den Anbetern der Dynastien dieser Staaten gar nicht ein.

Endlich existirte allerdings auch dort eine Anzahl freiblickender national gesinnter Männer. So lange sie vom einigen Deutschland sprachen, hörte man ihnen auch gerne zu. Sobald sie aber andeuteten, daß dies einige Deutschland wohl schwerlich nur ein vergrößertes Hessen, Nassau oder Hannover sein würde, sondern ein Staat, in dem man vom Bürger auch etwas verlangen werde, nannte man sie Preußen und Bismärcker. — Die Leute wollten freilich das einige Deutschland, aber mit aller Ruhe, Gemüthlichkeit und Philisterhaftigkeit, die bis dato in den Residenzen der verschiedenen Fürsten von Napoleon's oder Rußlands und Oesterreichs Gnaden geherrscht hatten — und sahen nicht ein, daß dies ein unmöglich Ding geworden wäre; ein Kartenhaus, wie ein solcher Staat selbst. —

Der Partikularismus in seiner allerschlimmsten Gestalt — in Schlafrock und Pantoffeln herrschte trotz aller schönen Phrasen, trotz der in jener Zeit — 1863 — von manchem Ministerium ausgehängten deutschthümelnden Gesinnung in den deutschen Mittelstaaten, und der gute Kern des Volkes war in Gefahr, allmälig in seinen Anschauungen unrettbar auf Abwege zu gerathen.

Aus diesen kleinlichen Verhältnissen ging auch Kleinliches hervor.

Die verabscheuenswerthe Manier, welche den stolzen Beruf der Presse schon lange zu schänden anfing, ohne Scham und Scheu Privatverhältnisse, denen man höchstens einen unbestimmten Zusammenhang mit den öffentlichen Dingen unterlegte, in die Oeffentlichkeit zu ziehen — die Unsitte die Presse zur böswilligen Klatschschwester herabzuwürdigen, stand nirgends in vollerer Blüthe als in der Hauptstadt des deutschen Mittelstaats, in den wir Aarenstein begleitet haben. — —

Am Bahnhofe nahm er sogleich einen Lohnwagen, der ihn auf seine Anweisung in einen der ältesten und schmutzigsten Theile der Stadt führte. —

Vor einem dreistöckigen Hause stieg er aus und

erkundigte sich nach der Redaction der „Hummel". Ein soeben vorbeigehender, anständig gekleideter Herr, sowie einige zusammenstehende Kleinbürger wußten ihm dieselbe nicht anzugeben, aber ein sich nähernder Polizeimann bestätigte, daß die Redaction in dem dreistöckigen Hause sei, indem er zugleich einen verdächtigen Musterblick auf Aarenstein warf. —

Dieser stieg drei sehr schmutzige Treppen hinauf und las an einer niedrigen Thüre „Redaction der Hummel". Nachdem er an einer Klingel gezogen, wurde geöffnet. — Er trat in ein Zimmer, welches einen Tisch, ein altes Sopha und ein Schreibpult enthielt. Vor letzterem saß auf einem Bock ein verdrossen aussehender junger Mann und schrieb nach dem Dictat eines langen Herrn in einem abgeschabten Frack, mit Brille und schwachem Schnurr- und Knebelbart.

Der lange Herr wandte sich begrüßend zu Aarenstein.

„Ich bitte einen Augenblick sich zu gedulden, mein Herr!" sagte er, „denn dieser Brief soll noch mit dem Abendzuge fort. Nehmen Sie sehr gefälligst Platz!"

Und sich wieder zu dem Jüngling am Pulte wendend: „Wo blieb ich stehen, Herr Spärlich?"

„Wir demnach nicht im Stande“ — erwiederte Herr Spärlich mürrisch.

„Richtig! Wir demnach nicht im Stande — im Stande, Euer Wohlgeboren, den Verfasser questionirten Artikels über die Persönlichkeit in Ch. zu nennen“

„Zu nennen!“ sagte der Schreiber nach Vollendung des Satzes.

„Zu nennen, — da uns in dieser Sache nicht nur die Rücksichten für unser Journal —“

„Journal —“

„Für unser Journal und für die Unabhängigkeit und Würde der Presse überhaupt, sondern auch — lassen Sie sehen, Herr Spärlich! Warten Sie, wenn ich bitten darf! — Sondern auch die individuelle Ehrenhaftigkeit und honorable Gesinnung leiten, welche die Redaction der „Hummel“ nie verleugnet hat. Haben Sie das? — nie verleugnet hat, — und welche unser Blatt, da man diesen Geist im Publikum wohl zu würdigen versteht“ —

„Versteht!“ schallte es vom Schreibtisch.

„Zu einem der geachtetsten Organe unseres engeren und weiteren Vaterlandes gemacht haben,“ fuhr der lange Herr mit einer ungemeinen Großartigkeit in Ton und Geberde fort, welche Aarenstein einen Augen=

blick zweifeln ließ, ob er sich, anstatt im Redactions-bureau der „Hummel“, nicht in dem der Times, der Kölnischen Zeitung oder des Journal des Debats befände.

„So! Nun Herr Spärlich, den gewöhnlichen achtungsvollen Schluß!“

Der Herr unterzeichnete das fertige Schreiben.

„Nun gleich expedirt, Herr Spärlich!“

Der Jüngling schlich mit verdrossener Miene aus dem Zimmer.

„Nun mein Herr!“ wandte sich der lange Herr zu Aarenstein, „stehe ich zu Ihrer Disposition. Sie haben einen günstigen Moment erfaßt! Die Abend-exemplare der „Hummel“ sind unter der Presse!“

„Ich setze voraus, daß Sie der Chef-Redacteur der „Hummel“ sind?“ fragte Aarenstein.

Der lange Herr antwortete mit einer halb verbindlichen, halb selbstbewußten Verbeugung.

„Ich bin im Stande, Ihnen eine sehr interessante Mittheilung zu machen.“

Der Lange warf auf Aarenstein einen prüfenden Blick. —

„Sehr verbunden! Welcher Art ist die Mittheilung?“

„Sie behandelt ein Ereigniß, welches sich in einem Bade, in der Nähe der Residenz soeben zuträgt, und von welchem außer den handelnden Personen Niemand Kenntniß hat als ich."

„Mein Herr," sagte der Lange mit würdevollem Ausdruck, „mein Journal hat stets die Ehre und Unabhängigkeit der Presse vertreten. Wir nehmen daher dergleichen Mittheilungen nur auf, wenn sich politische oder auch sociale Reflectionen damit verbinden lassen."

„Dies ist gerade hier der Fall, und in einer Richtung hin, welche der Farbe Ihres geschätzten Blattes zusagen wird."

„Ehe wir weiter gehen, mein Herr! Wollen Sie ein Inserat, oder eine Correspondenz, einen Artikel liefern?"

„Eine Correspondenz, einen Artikel, wenn Sie wollen — ich weiß es zu schätzen, wenn Sie mir einen Platz unter Ihren gewiß vortrefflichen Reporters gönnen. Die Vortheile eines Inserats, verstehen Sie mich wohl, Herr Redacteur, sollen Ihnen deshalb nicht verloren gehen, im Gegentheil! Ganz im Gegentheil!"

Der Redacteur, der bis dahin peinlich kühl und

zurückhaltend gewesen war, neigte mit freundlicher Würde sein Haupt.

„Mein Herr!“ sagte er, „mein Journal hat noch stets die Ehre und die Unabhängigkeit der Presse vertreten. Alles andere ist eine reine Nebensache! Eine reine Nebensache, mein Herr!“

Aarenstein verneigte sich achtungsvoll. —

„Und da Sie sagen, daß sich an Ihren Artikel Reflectionen knüpfen lassen,“ fuhr der Lange fort, „welche unserer Richtung entsprechen, so bin ich gern bereit dieselbe aufzunehmen.“

Herr Spalte, so hieß der Redacteur der „Hummel“, besaß hin und wieder ein seltenes Talent die Nebensache zur Hauptsache und die Hauptsache zur Nebensache zu machen. Wahrscheinlich hatte er daher aus ähnlichem Grunde die „Hummel“ für eins der angesehensten Journale der Welt erklärt. Die Illustration sollte bald dazu geliefert werden, denn es entstand draußen ein wüstes Getöse, wie von sehr erregten Stimmen, und der verdrießlich aussehende Herr Spärlich trat mit schnellem Schritt in's Zimmer.

„Es ist ein Mann draußen, der Sie durchaus zu sprechen wünscht.“

„Wer ist es?“ frug Herr Spalte majestätisch.

„Es ist ein Lohgerber, Namens Hart, über dessen Tochter neulich das Blatt die Notiz brachte.“

„Ah, so! ich weiß; man lasse den Mann nicht ein.“

„Da bin ich schon,“ dröhnte eine tiefe Baßstimme, und ein robuster Bürgersmann mit vor Aufregung geröthetem Gesicht drängte sich aus einer Nebenthür in's Zimmer.

„Da bin ich. Sie sind Herr Spalte, der Redacteur? Schön, ich will wissen, wer das geschrieben hat.“ Und dabei schlug er mit einem dicken Stocke auf ein Blatt der „Hummel“, das er in der linken Hand trug, als wenn er seinen Feind bereits vor sich hätte.

Herr Spalte war in die von dem Schreibtisch und der Wand gebildete Ecke zurückgewichen und hatte sich einen auf dem Pult befindlichen Todtschläger zurecht gelegt. „Mein lieber Mann,“ sagte er dann, „ich ersuche Sie, sich hier anständig zu benehmen. Was wollen Sie überhaupt?“

„Hier, den Schreiber dieses Zeuges will ich wissen!“ rief der Lohgerber und schlug mit der Faust auf den Tisch. „Ich will dem Kerl zu Leibe und das ordentlich.“

„Ich bin nicht gesetzlich verpflichtet Ihnen den Namen meines Correspondenten zu nennen. Nein, gewiß nicht! Ihrer Brutalität aber setze ich die Würde der Freiheit und des Fortschritts gegenüber, die ich als Mitglied der Presse besonders zu vertreten geeignet bin.“

„Ist das Freiheit und Fortschritt, ein achtbares Mädchen und ihre Familie zu verunglimpfen? Meine Tochter hat sich nicht mit dem Lieutenant von der herzoglichen Leibgarde eingelassen, das ist eitel Lüge. Wenn sie ein paar Mal mit ihm kokettirt hat, so habe ich ihr das schöne ausgetrieben. Ich will den Namen des Kerls wissen, der die Sudelei geschrieben, oder — ich halte mich an Sie.“ Und der robuste Mann trat drohend gegen den Redacteur vor.

„Bleiben Sie mir vom Leibe,“ rief Herr Spalte. „Mein Herr,“ fuhr er zu Aarenstein gewendet fort, „Seien Sie Zeuge, wie ein Mitglied des Volkes einen Vertreter der Presse behandelt, der Presse, welche die Rechte und die Unabhängigkeit des Volkes vertritt. Uebrigens, was wollen Sie? Ihr Name ist in dem Artikel nicht genannt.“

„Nein, aber der Anfangsbuchstabe, ein H. und

meine Tochter ist so geschildert, daß man jetzt mit Fingern auf sie zeigt."

„Die Tendenz jenes Artikels ist nicht gegen Sie, gegen ein Mitglied des ehrenhaften Bürgerthums," besänftigte Herr Spalte, „sondern gegen die adligen Herren von dem Leibgarderegiment gerichtet."

„Was geht mich das an? Ob gegen die Herren von der Garde oder ob nicht, meine Tochter ist verschimpfiret." — Und abermals avancirte der Mann und dies Mal sehr drohend gegen den Redacteur.

Dieser zog aus Leibeskräften an einem neben dem Schreibtisch hängenden Klingelzuge.

„Der Colporteur und die Setzer, Herr Spärlich schnell!" — Herr Spärlich sprang davon; es erschien alsbald der, wie es schien, schon vorbereitete Colporteur mit aufgestreiften Hemdsärmeln, hinter ihm zwei Druckereigehilfen; wahrscheinlich war dies die bewaffnete Macht der „Hummel" für ähnliche Fälle.

„Jetzt, Herr Hart, werden Sie sich auf der Stelle aus dem Lokal begeben, oder ich brauche mein Hausrecht. Wenn Sie etwas gegen mein Blatt haben, so denunciren sie es. Ich werde Sie dann als einen Verächter der unabhängigen Presse auch in Ihrem wahren Lichte bei der öffentlichen Meinung denunciren."

„Schöne Sachen — denunciren? Und dann die Gerichtsverhandlung, die wäre Ihnen wohl recht? Das glaube ich. Aber das paßte mir gerade, mein Kind noch vor die Gerichte zu bringen."

Der Mann sah, beim Anblick der mobilen Macht der „Hummel", die Vergeblichkeit fernerer Gewaltschritte ein und zog sich nach verschiedenen Drohungen und Flüchen zurück.

„Solche kleine Scherze," bemerkte Herr Spalte, „kommen natürlich häufig vor, sie sind nicht gefährlich."

Aarenstein murmelte, daß das sehr belustigend sein müsse. Er wußte nun jedoch von dem Weltblatt „die Hummel" genug, um ohne lange Umschweife zu sagen, was er wollte. „Also, Herr Redacteur, ich habe eine Mittheilung. Ich will mich aber selbst nicht nennen. Gründe politischer Natur zwingen mich dazu. Nehmen Sie anonyme Mittheilungen an?"

„Das wohl, aber nicht gern. Sie wissen, daß gewisse Fälle nach hiesigen Preßgesetzen den Redacteur nöthigen könnten, den Namen des Einsenders zu nennen. Welches ist die Mittheilung?"

„Ich habe sie hier mit Bleistift aufgesetzt. Lesen Sie."

Der Redacteur nahm das Blatt. —

„So so, hm! Allerdings sehr interessant! Aber gefährlich, mein Herr, sehr gefährlich! Man kann damit in ein Wespennest stechen. Jedenfalls wäre es mir erwünscht, den Namen dieses Correspondenten zu erfahren — für gewisse Fälle.“ —

„Ich will mich nicht nennen, ist denn keine andere Unterschrift zu beschaffen?“

„Zu beschaffen ist sie unbedingt, aber — sie ist nicht gerade so ganz leicht zu beschaffen.“

„Schaffen Sie mir den Mann zur Stelle, ich werde schon mit ihm einig werden.“

Herr Spalte klingelte. Herr Spärlich erschien. — „Rufen Sie den Doctor Seidel! Er ist um diese Zeit gewöhnlich in seinem Stammlocal zu Bier.“

Es dauerte nicht eine Viertelstunde, so war der Doctor da. Es war ein nicht großer, ziemlich untersetzter Mann von vierzig bis fünfundvierzig Jahren mit einem sehr verwilderten Vollbarte und langen Haaren. Sein Gesicht war vom Biertrinken aufgeschwemmt, die Nase geröthet und eine gewisse Atmosphäre, welche er um sich herum verbreitete, schien zu bezeugen, daß er auch anderen geistigen Getränken niederer Gattung nicht feindlich gesinnt war. Sein

Hut zeigte einige bedeutende Beulen, deren Entstehungsgeschichte in die Zeiten des Faustrechtes zurückzureichen schien. Das Auftreten des Mannes hatte etwas Brüskes und Polterndes. Als er eintrat, behielt er vorläufig den Hut auf dem Kopfe und nahm ihn erst im weiteren Verlaufe des Gespräches ab.

„Sie haben mich durch den Junker Spärlich rufen lassen, den ausgedörrtesten, langweiligsten, spindeldürrsten Schreiber, der jemals eine Feder in die schnöde Fluth des schwarzen Gifts getaucht. Ich habe Ihnen übrigens gesagt," fuhr der Doctor fort, einen pfiffigen Blick aus den kleinen Augen werfend, „daß ich überhaupt für die „Hummel" nicht mehr gern die Feder anrühre. Viel Gefahr und Ehre — aber kann der Schriftsteller davon allein leben? Und was ist die Ehre, sagt der unsterbliche Falstaff? Ehre ist nur ein gemaltes Schild im Leichenzuge." — „Und sodann, mein Herr," fuhr er fort, sich zu Aarenstein wendend, „ist Secttrinken ein Laster?"

„Sie können dies Mal ruhig sein, Doctorchen," unterbrach ihn der Redacteur, ihm mit den Augen zuwinkend. „Dieser Herr bittet Sie um eine Gefälligkeit."

„Mir angenehm, Ihre Bekanntschaft zu machen."

Aarenstein wollte schnell zu Ende kommen, er wußte woran er war. Er sagte deshalb dem Doctor schleunig, um was es sich handle und zeigte ihm den mit Bleistift geschriebenen Entwurf. Der Redacteur verließ unterdessen das Zimmer.

„Ich stehe Ihnen zu Diensten, mein Herr," sagte der Doctor, „geben Sie den Wisch her. Sie haben keinen Styl. Das ist kaufmännisch, was Sie da geschrieben haben, nicht reportermäßig. Ich muß das Ding zu Hause umarbeiten."

„Ich wünschte, daß Sie das hier und sofort thäten, denn ich gebe den Zettel nicht aus den Händen," sagte Aarenstein.

„Mein Herr," entgegnete der Doctor, sich in die Brust werfend, „mißtrauen Sie mir? Ich habe studirt, promovirt und schlug eine der besten Klingen; ich war nicht immer in dieser Lage. Doch, kann man junge Gliedmaßen von Lüderlichkeit trennen? Ebensowenig wie Alter von Filzigkeit! sagt der unsterbliche Falstaff."

„Machen Sie den Artikel sofort!" unterbrach ihn Aarenstein und legte einige Kassenscheine auf das Pult.

Der Doctor setzte sich auf der Stelle und ging

an die Arbeit. In fünf Minuten überreichte er Aarenstein den Artikel. Dieser las ihn durch. „Gut, vielleicht lassen Sie noch einige Worte von preußischem Uebermuthe und dem Widerspruch, in welchem das Duell mit dem Geist des Christenthums steht, einfließen.“

„Hahaha,“ lachte der Doctor, „aus Instinkt! sagt der unsterbliche Falstaff. Die „Hummel“ ist ein vielseitiges Blatt aus Instinkt. — Gebt mir ein Glas Sect, damit meine Augen roth werden! Geben Sie her, mein Herr.“

Und er fügte das Verlangte hinzu.

Aarenstein machte eine einladende Handbewegung nach dem Pult.

„Herr Bach, ich will Euer Geld vorläufig nehmen, sagt Falstaff bei einer nicht unähnlichen Veranlassung; da aber das zwischen uns gemachte Geschäft ein viel solideres ist, so kann ich es definitiv,“ erwiederte der Doctor, das Geld einstreichend und zu seinem Hut greifend.

„Halt!“ sagte Aarenstein, „mein Herr Doctor! Noch ein Wort.“

„Was für eins?“ brummte der Doctor.

„Der Vorfall, den Sie eben so drastisch beschrieben, hat sich nämlich noch gar nicht ereignet.“

„Eine reine Ente!“ rief der Doctor, „das kostet mehr.“

„Keine Ente, er wird sich aber ereignen. Sie erhalten aus Neuenbielau eine Depesche und zwar schon morgen Mittag, welche Ihnen einige Nachrichten über diese Angelegenheit geben wird. Sie fügen dann das Nöthige hinzu oder ändern das Nöthige ab.“

„Donnerwetter,“ sagte der Doctor, „das ist lustig. Ich habe zwar schon Kriegscorrespondenten gekannt, welche die Schlachten und Gefechte beschrieben, ehe sie geschlagen wurden, aber in Bezug auf private Ereignisse, da stehe ich vor einer neuen Erfahrung. Sie haben Talent, mein Herr! Ich bin mit allem einverstanden. Doch nun empfehle ich mich. Die Depesche können Sie hierher richten in das Redactionsbureau. Seidel ist mein Name, Doctor philosophiae. Empfehle mich, habe noch viel zu thun!“ Er schoß aus dem Zimmer, mit der Zunge schnalzend und mit Wohlbehagen schon der verschiedenen geistigen Nahrung gedenkend, welche ihm vorläufig in der Gestalt von gefüllten Bierseideln und Schnapsgläsern vor Augen schwebten.

Mit dem wieder eintretenden Redacteur wurde

Aarenstein binnen Kurzem und zwar durch dieselben wunderbar klingenden Beweggründe und auf viel billigere Weise einig, ließ sich Discretion versichern und that eine Frage über die Persönlichkeit des Doctor Seidel.

„Er ist eigentlich kein Doctor," sagte der Redacteur. „Ich bin gegen Sie aufrichtig, weil ich es sein kann. Sie werden davon keinen Gebrauch machen, da Sie ja selbst mit uns indirect in Verbindung getreten sind. Er studirte Philosophie und Jurisprudenz und verbummelte sich auf der Universität. Er wurde relegirt. Als er nun wegen Mangel an Mitteln seine Carriere aufgeben mußte, versuchte er es zuerst auf der Bühne, dann aber wurde er in die richtige Bahn geworfen, nämlich in die eines Journalisten, das heißt Correspondenten angesehener Blätter.

Er schreibt hauptsächlich für Feuilletons, aber auch politische Artikel, Besprechung von privaten Verhältnissen und allerhand Pikanterien verdanken ihm ihr Dasein. Die böse Welt behauptet, er nähme es mit der Parteifarbe nicht genau und man habe seinen Styl sowohl in dem pietistischen „Volkswort" als in der „Hummel" erkannt."

Aarenstein wußte genug. Er nahm Abschied von dem Redacteur. — Auch ihn erfüllte ein gewisser Widerwille

vor diesen Leuten, die das Institut der Presse, welche der wahre Ausdruck der Ueberzeugung und die Lehrerin des Volkes sein *soll*, so tief entwürdigten. — Aarenstein besaß hierzu allerdings keinerlei Berechtigung; denn er stieg mit voller Ueberlegung in dies Treiben hinab, um — auf unedle Weise dem Gehaßten zu schauen, so viel er konnte. Er zitterte nur vor einem Zwischenfall, und das war eine etwaige Verhinderung des Duells.

Schon sah er sich in Breslau eine Stellung in der Gesellschaft einnehmen, schon sah er sein Haus gefüllt, seine Soireen besucht von der haute finance, von Beamten und Officieren, welche, angezogen durch die Bildung und Schönheit seiner Frau, bei ihm ihre Visitenkarten abgegeben hatten.

Es war indessen neun Uhr vorbei geworden, und er mußte den Abgang des Zuges, welcher erst am frühen Morgen erfolgte, abwarten, um nach dem Städtchen zurückzukehren. — Er begab sich in ein Hotel, ließ sich sein Souper und nach diesem seine Cigarre schmecken und befand sich wohl dabei. Um elf Uhr ließ er sich ein Zimmer geben, schlief den festen Schlaf der Gewissenlosigkeit und wurde nach seiner Anweisung um zwei ein halb Uhr Morgens geweckt.

Bald befand er sich auf dem Schnellzuge, welcher mit donnernder, rasender Geschäftigkeit das Stromthal durcheilte.

Um drei ein viertel Uhr schon war er in dem Städtchen, in der Nähe von Herzogenbad angelangt, fand aber keinen Wagen vor und mußte sich entschließen, den weiten Weg zu Fuß zu machen.

Bald fing es an zu grauen.

Diese Viertelstunde des Morgengrauens hat etwas Chaosartiges; das Alte schwindet, das Neue ist noch nicht vorhanden. Nicht umsonst feiern unsere Dichter und unsere alten Volkslieder die Morgendämmerstunde; es verbindet sich der feierliche stille Eindruck der Nacht mit der Ahnung einer neu erwachenden Kraft des wiederkehrenden ewigen Lichtes.

Solches und Aehnliches denkt aber nur der Mensch, in dessen reiner Brust das Walten der Natur Anklang findet. Wer im trüben Herzen nur die niederen Gefühle des alltäglichen menschlichen Lebens zu hegen vermag, wer von Bosheit und Neid oder von tödtlicher Kälte beherrscht wird — er empfindet nichts, wenn er die Sonne aus dem Meer tauchen, den Morgen über dem Wald dämmern sieht. So auch Aarenstein hier.

Er sah das Dämmerlicht; die Nacht wich, die Gegenstände, die Bäume traten hervor. Die Bergspitzen vergoldeten sich im ersten Morgenstrahle, die Vögel zwitscherten, das junge Leben erwachte — in Aarenstein's Herzen, in seinen Gedanken blieb es Nacht, denn Grimm und Schadenfreude warfen ihre Schatten.

Die Sonne sandte ihre Strahlen schon schräg in das Thal, als er am Badehause anlangte. Er zog die Uhr. Es war kurz vor vier Uhr. Fand das Duell statt, so mußte es sogleich vor sich gehen. Da überkam ihn der Gedanke es mit anzusehen, wie sein Todfeind dem Gegner gegenüberstand. Einen Augenblick schwankte er; dann schlich er an das Haus und lugte nach Weidner's Fenster im Schweizerhäuschen. Das Fenster war geöffnet, Weidner mußte schon aufgestanden sein. Er schlich in den Wald und verbarg sich hinter den nächsten Stämmen, so daß er die Thür des Schweizerhäuschens im Auge behielt. —

---

9. Kapitel.

Der Zweikampf.

Fontenay und Weidner traten bald darauf aus dem Schweizerhäuschen. Beide wandten sich sofort rechts und begannen den Weg zur Platte hinaufzusteigen. — Da wo der Weg in den Wald tritt, blieb Weidner einen Augenblick stehen. Er erhob die Hand und winkte, als könne er die dort unten, die er so heiß liebte, grüßen. Dann stieg er mit dem Freunde rüstigen, elastischen Schrittes wie immer den Abhang hinauf.

Der hinter den Stämmen verborgene Elende ließ die Freunde an sich vorbei, schlich dann bis auf den Weg und folgte in einiger Entfernung, indem er sich sorgfältig hütete, gesehen zu werden.

Beide Freunde sprachen kein Wort, bis sie an den unbewaldeten felsigen Abhang kamen, an dem sich der Pfad in Schlangenlinien hinaufwindet.

„Nun wollen wir langsam steigen, Max, sonst erhitzt sich das Blut und das taugt nicht für die Bataille. Man muß es sowohl den Offiziers als den Kerls*) stets wohl imprimiren, sagt der größte Hohenzoller, daß sie vor und in der Action das Blut ruhig halten, nicht die Contenance verlieren, sondern ruhig fort chargiren und sich bei keiner Occasion durch den Feind imponiren lassen." — Weidner nickte. Nach zehn Minuten war die Hochebene erreicht. —

Da lag sie, die duftige Wiese, von tausend Thautropfen glänzend und von dem geheimnißvollen Waldsaum im Halbkreise eingerahmt; da ragte der Jungfrauenstein grau und drohend, da blickte die Bergfeste weiß und glänzend über das Thal hinüber. — Alles wie damals — nur die Menschen, welche sie heute betraten, kamen nicht zum fröhlichen harmlosen Zusammensein, sie kamen, den Kampf, den ihre Leidenschaften heraufbeschworen hatten, mit der Waffe zu entscheiden.

Weidner stand in Gedanken verloren und blickte auf den Stein, der sich vom Waldesgrün dunkel abhob,

*) „Kerl" oder „Bursche" waren unter Friedrich II. die reglementsmäßigen Benennungen für den gemeinen preußischen Soldaten.

und die finstere Sage, welche Steinach an jenem Nachmittage erzählt hatte, zog wie unheilverkündend durch seinen Geist. — Also wiederum sollte dieser stumme Zeuge Blut fließen sehen? Es war ihm in erregter Phantasie, als ob ein die Jahrhunderte überspringender Zusammenhang zwischen der Sage und dem bevorstehenden Kampfe bestände. —

Ein leiser Schlag auf die Schulter schreckte ihn auf. —

„Weidner," sagte Fontenay mit seiner gewöhnlichen sonoren und ruhigen Stimme, „da kommen sie!" — Und er deutete mit dem Finger nach dem Weg von der Festung, wo Uniformen und Seitengewehre in der Morgensonne glitzerten.

„Sie sind pünktlich, laß uns Ihnen entgegen gehen, Friedrich!" erwiederte Weidner.

„Halt, noch ein Wort! Gieb Achtung Max! Du schonst ihn nicht, sage ich Dir! Er thut's gewiß nicht. Also tief gehalten, wenn man treffen will, tief, hörst Du! Alte Duell- und Kriegsregel, tief. — Und nun wie unsere Vorfahren, die Brandenburger, mit Gott!" — Beide schritten auf den Jungfrauenstein zu, dem nahenden Feinde entgegen.

Zwei der Eintreffenden kamen mit raschem Schritte

näher, der Dritte — es war Steinach, blieb am Fuß des Felsens stehen.

„Ich bin der Premierlieutenant von Fontenay in der preußischen Armee," sagte Friedrich mit abgenommenem Hut vor den beiden Herren stehend, deren einer die Uniform eines herzoglichen Infanterieoffiziers, der andere die eines Militärarztes trug.

„Stabsarzt Bindig," antwortete der Letztere.

„Lieutenant von Brause," sagte der junge Offizier, militärisch grüßend. —

„Ich bitte, mich dem Herrn von Steinach vorzustellen," fuhr Fontenay fort.

Dieser kam ihm mit der ausgesuchtesten Höflichkeit entgegen. Beide Herren grüßten sich mit tiefer Verbeugung. Es war offenbar, daß Steinach von der stattlichen und vornehmen Erscheinung Fontenay's überrascht war. — Beide hatten insofern eine gewisse Aehnlichkeit, als sie schlank und hochgewachsen, ihre Gesichter von regelmäßiger und feiner Bildung und ihre Augen dunkel waren. Aber Fontenay's Stirne war breiter und höher; sein Auge heftete sich fest auf das Gesicht des Gegners von Weidner, während dieser den Blick flüchtig musternd über die Gestalt des preußischen Offiziers schweifen ließ und sich dann so-

gleich abwandte. — Der Stabsarzt hatte sich mit Weidner bekannt gemacht, die Höflichkeitsformen waren erfüllt, und es begannen schnell und leise die Vorbereitungen zum Zweikampf, jener Sitte, die sich bis jetzt trotz milder und strenger Gegenmittel stetig erhalten hat.

Man kam überein auf feste Distancen und auf Kommando zu feuern. Die Entfernungen wurden abgeschritten und die Aufstellung der Duellanten durch zwei in die Erde gesteckte Seitengewehre, deren Klingen im Morgenstrahle röthlich funkelten, bezeichnet. Die Waffen waren geladen; die Duellanten traten auf die Mensur, empfingen die Pistolen und grüßten sich. — Noch ein Abschiedsgedanke flog von Weidner zu Maria. —

Fontenays Stimme erscholl: „Eins!"

Die Pistolen wurden hoch gehoben. — „Zwei!" — Die Läufe senkten sich und richteten sich auf den Gegner. — Fontenays Rath klang in Weidner's Ohren und er ging in gerader Linie mit dem Visir herunter bis auf Steinachs Knie. — —

„Drei!"

Beide feuerten wie aus einem Lauf. — — Steinach drehte sich um und stürzte auf die Seite, während seine Kugel über Weidner hinwegging und

schmetternd in die Zweige der Bäume schlug. — Donnernd brach sich der Schall der Schüsse an jenen vielgestaltigen Bergwänden, und das Echo rollte von Fels zu Fels, von Schlucht zu Schlucht, bis es endlich grollend erstarb. Es war, als wenn die Natur zürnte über die Wuth und den Zerstörungssinn der Menschen. —

Weidner blieb, nachdem er den Schuß gethan hatte, mit dem abgeschossenen Pistol in der ausgestreckten Hand, einige Augenblicke stehen und blickte starr nach dem zu Boden gestreckten Gegner. Dann warf er die Waffe hastig in's Gras. Fontenay ging, ohne sich um den Gefallenen vorerst zu kümmern, auf Weidner zu und drückte ihm die Hand. Weidner deutete auf Steinach, der so eben von dem Arzt und seinem Sekundanten aufgerichtet wurde. Fontenay trat hinzu und leistete Hülfe.

„Wo fühlen Sie es?“ frug der Arzt.

„Hier!“ antwortete der Verwundete mit schwacher Stimme, die rechte Hand an die Brust führend. — Man öffnete ihm den Waffenrock. Das Hemde war von dem hervorquellenden Blut überströmt. — Der Schuß war mehrere Zoll unter dem Herzen in die Brust gedrungen. — Der Doctor ging zu der Quelle,

welche er schon vorher sorglich am Waldsaum erspäht hatte und kam mit Wasser zurück. — Er legte einen Verband an, um das heftig strömende Blut zu stillen. Sodann suchte er nach der Gegenöffnung. Es war keine vorhanden. Wo war die Kugel?

Der Lieutenant von Brause entfernte sich, um einige Soldaten, die mit einer Tragbahre der Verabredung gemäß am Rande des Plateaus aufgestellt worden waren, herbeizuholen. — Der Doctor blieb bei dem Verwundeten. — Fontenay kam zu Weidner zurück, der in heftigster Unruhe auf und ab gegangen war.

„In die Brust,“ sagte Fontenay ernst, „was daraus wird, ist ganz zweifelhaft.“

„Oh Fontenay!“ rief Weidner, die Hand des Freundes krampfhaft drückend, „Gott sei ihm gnädig und auch mir!“

„Still! Ich wiederhole es, besser er, als Du!“ —

Die Männer kamen mit der Tragbahre heran, erstaunten Blicks die Scene betrachtend. — Ehe der Verwundete heraufgehoben wurde, näherten sich Fontenay und Weidner wieder und ersterer frug den Sekundanten Steinach's, ob es erlaubt sei demselben

Versöhnung anzubieten. Steinach hörte es und winkte Weidner herbei. —

„Gott weiß es, Herr von Steinach, wie leid mir dieser Ausgang und unser unglückliches Zusammentreffen überhaupt thut, Gott schütze Sie und mache Sie bald wieder gesund!“

„Die Sache ist abgemacht!“ erwiederte Steinach indem er seine feine weiße Hand nachlässig Weidner aus seiner liegenden Stellung entgegen streckte, sie aber nach einer Berührung der Fingerspitzen sogleich wieder zurückzog. — Als er nun nach einem vornehmen Neigen des Kopfes sich abwandte, um sich, unterstützt von seinem Kameraden, auf die andere Seite zu legen, da stand es klar vor Weidners Auge: dieser Streit ist hier nicht ausgefochten. —

Der Verwundete wurde heraufgehoben; man grüßte sich zum Abschied; die Tragbahre schwankte über die Waldwiese, die Freunde traten still den Rückweg nach dem Badehause an. — Aarenstein aber, der, gedeckt von den Hochstämmen des Waldsaums, den vor ihm herbeigeführten Zusammenstoß mit angesehen hatte, war um diese Zeit schon wieder nahe bei Herzogenbad.

Eine halbe Stunde später fuhr ein Bewohner der im Thale zerstreut liegenden Mühlen nach dem Städtchen, um von da eine auf das Duell bezügliche Depesche an den Doctor Seidel in der Landeshauptstadt abzugeben.

10. Kapitel.

Urtheil und Intrigue.

Im Schweizerhäuschen eingetroffen, warf sich Fontenay auf das Sopha, von Muck, der inzwischen das Haus gehütet hatte, freudig begrüßt, ließ sich eine Flasche Wein bringen und zündete sich eine Cigarrette an. — Weidner schritt in heftiger Unruhe auf und ab. —

„Oh Fontenay," rief Weidner, „ich kann sie wiedersehen! Da bin ich in voller Kraft — und doch! Wer weiß was besser gewesen wäre!"

„Ergehe Dich nicht in solchen Worten, Max," sagte Fontenay kaltblütig, „sondern stoße erst ein Mal mit mir auf ferneres gutes Glück an!" — Weidner nahm zögernd das Glas. — „Auf gutes Glück! Aber nicht auf ein solches wie das heutige!" erwiederte Weidner anstoßend.

„Auch auf ein solches, wenn es sein muß, Max! Betrachte die patriotische Seite der Sache. Hast Du nicht den ersten Schuß in Vertheidigung der Entschließungen Deines Königs gethan? Einen Schuß auf die Anmaßungen des kleinen Geschmeißes? Blut und Eisen, Max, sagt Bismarck!"

„Scherze nicht, Friedrich!"

„Ich scherze keineswegs, der verhaltene Groll kam doch zum Ausbruch bei dieser Gelegenheit," antwortete Fontenay, sein Glas leerend. „Aber nur keine Skrupel weiter, Max! Die Welt entsteht und existirt nur durch den Kampf weiter, meint Darwin. Acceptiren wir ein Mal jetzt das, trotzdem wir uns vorläufig wegen des Urvaters, den er uns mit den Affen zusammen vindicirt, nicht geschmeichelt fühlen mögen. — Die Triebfeder Steinach's ist klar, der Mann haßt Dich tief; ich sah's in seinen Blicken. Ob nicht doch neben alledem aber eine Neigung zu der schönen Edith mitgewirkt haben mag?"

„Friedrich, wie kannst Du so sprechen!" rief Weidner fast heftig. „Wie sollte ich denn damit in Verbindung gekommen sein?"

„Es mag, was Dich betrifft, ganz ungerechtfertigt sein — aber mache Dich gefaßt darauf, daß Deine

lieben hiesigen Freunde darüber anderer Ansicht sind."

„Meinst Du wirklich, daß es möglich sei eine solche Intrigue zu spinnen?"

„Warum nicht möglich?"

„Nun, ich bin überzeugt, daß Maria dieselbe sofort erkennen wird. — Aber, mein Freund, noch habe ich Undankbarer Dir nicht gedankt! Ich fühle es wohl, Du warst mein Leiter in dieser Sache. Deinem Kommen, Deiner Ruhe, Deinem Rath verdanke ich es —"

„Aber still doch, Max! Du faselst einmal ausnahmsweise. Als ob der Lauf einer Kugel sich berechnen ließe!" —

„Meinst Du denn, Friedrich, daß er — sterben wird?" fragte Weidner, sich an den Tisch setzend und den Kopf in die Hand stützend. —

„Wirklich nicht berechenbar, Max. Solche Schüsse sehen indeß häufig gefährlicher aus, als sie sind." —

„Ich könnte viel, sehr viel opfern, wenn er besser würde. Ich fühle etwas von dem dunklen Schatten, den vergossenes Blut stets werfen soll. Ich fühle, wie die Gründe, die man gegen das Duell vom Stand-

punkt des wahren Christenthums anführen kann, mit verdoppelter Macht vor meine Seele treten."

„Fängst Du wieder an, Max! Deine Vernunft muß Dir sagen, daß die Befolgung einer Sitte, in der man Leben gegen Leben setzt, Dir keine Gewissensbisse machen kann. Und ist nicht die Vernunft das, was man heute mit einiger Aufklärung im Kopfe an die Stelle der Mythe setzt? Ohne daß man übrigens dabei in Atheismus zu verfallen braucht!" setzte Fontenay ernsthaft hinzu.

„Aber die Liebe, kann man antworten, ist das zweite große Motiv des Christenthums, und sollte man dieselbe nicht billig über eine Sitte stellen, welche jemand zwingt gegen das Gesetz Blut zu vergießen?"

„Es ist doch merkwürdig," sagte Fontenay, abermals ein Glas leerend, „wie die Menschen verschieden in der Theorie und Praxis sind. Gestern sucht er gegen den guten Professor alle nur denkbaren Gründe für Rechtfertigung des Duells hervor — heute, nachdem er der Wirklichkeit in's Gesicht geschaut, spricht er umgekehrt."

Fontenay hielt ein neu eingeschenktes Glas gegen die Sonne; Weidner saß vor sich hinstarrend eine Zeit lang unbeweglich. —

„Und Maria und die Zukunft?“ sagte Fontenay mit Betonung.

Weidner fuhr auf. — „Du hast Recht! Man nehme die Sachen wie sie sind,“ rief er. —

„Und gebe sich nicht selbst auf. Auf die Zukunft, Max!“ Die Gläser klangen.

„Die Frage ist, was nun thun?“ sagte Fontenay, den Kopf seines ernsthaft neben ihm sitzenden Hündchens streichend.

„Hier bleiben und abwarten, nichts Anderes!“ erwiederte Weidner.

„Ganz meine Ansicht,“ meinte Fontenay. „Bieten wir dem Sturm hier Trotz, und wenn er mit einer Verhaftung endet.“

„Sollte ein gerichtliches Einschreiten ausbleiben, so werde ich hier genug Anfechtungen zu erdulden haben, in welchen Du mir erst recht unentbehrlich bist, Fontenay.“

„Ja, Du bist ein gefährlicher Mensch, Max, störst den Frieden der Badegesellschaft und die Ruhe dieses lieblichen Thales — Deine Entfernung ist nöthig; in diesem Sinne geht man vielleicht gegen Dich vor.“

Also unterredeten sich die Freunde im Schweizerhäuschen. —

Am Morgen und in den Vormittagsstunden blieb Alles still und hatte seine gewöhnliche Physiognomie in Herzogenbad. Gegen Mittag aber lief ein unbestimmtes Gerücht von Mund zu Mund. Niemand wußte, woher es kam; es war auf einmal vielfältig aufgetreten. Man steckte die Köpfe zusammen, man flüsterte, man machte erstaunte und erschreckte Augen. Diejenigen, welche eben einen kleinen Kreis um den Erzähler gebildet hatten, versammelten bald darauf an einem anderen Punkte einen neuen um sich, wo die gehörte Geschichte mit einigen Zusätzen abermals zum Besten gegeben wurde. Die Worte: Duell, Verwundung, Tod, dort oben auf der Platte, — circulirten überall. Aber so verschieden die Thatsache berichtet wurde, — in einem Punkte kam Alles überein — die eigentliche Ursache des Duells sei eine Dame.

Als Weidner und Fontenay zu Mittag in den Saal traten, konnten sie unschwer errathen, daß sie der Gegenstand besonderer Betrachtung und Neugierde seien. — Ein Geflüster ging durch den ganzen Saal, und die Hälse drehten sich fast ab. Es kam Weidner vor, als ob sich die Stühle der neben ihm sitzenden Personen leise rückten, als er seinen Platz einnahm. —

Der Rheder war zugegen. Edith war unwohl und auf ihrem Zimmer geblieben.

Weidner und Fontenay hielten es für gut, gleich nach Beendigung der Tafel aufzustehen und sich zurückzuziehen. Die Badegesellschaft hatte nun freies Feld zu ihren Erzählungen über den interessanten Gesprächsstoff.

„Ich weiß genau wie es war," sagte der junge Frankfurter Reichsbürger, „die Herren haben sich erst auf Degen geschlagen — der Herr Preuße bekam einen Stich in den Arm — bemerkten Sie nicht, meine Herrschaften, wie ungeschickt er das Messer beim Essen handhabte?"

„Wahrhaftig, er hat Recht!" riefen Mehrere.

„Nachdem nun also dies geschehen," fuhr der gelbe Jüngling mit großem Selbstbewußtsein fort, „sollte die Mensur beendet sein, aber der Preuße bestand auf Fortsetzung des Duells und schoß beim vierten Kugelwechsel seinen Gegner über den Haufen."

„Wie blutgierig!" jammerte Fräulein Lerchenfeldt, „und Herr von Steinach war ein so reizender Mensch."

„Von der feinsten Contenance," fügte die Dresdner Schneidersfrau hinzu.

„Blutgierig sind sie alle die Preußen," bemerkte der Frankfurter hämisch, „darauf hin werden sie ja drei Jahr lang abgerichtet."

„Und ist er ganz todt, der Andere?" frug die Dresdner Schneidersfrau.

„Mausetodt!" versicherte der Jüngling, mit großer Genugthuung die Frage bejahen zu können, „sogar die Thränen von Fräulein Lerchenfeldt werden ihn nicht mehr erwecken."

„Was die Herren nur davon haben so aufeinander rum zu schießen," sagte die Schneidersfrau. —

„Ja, sehen Sie, meine verehrte Dame, das hängt mit den Begriffen der Ehre zusammen!" und Herr Häring ergoß sich in eine feurige Schilderung der Formen und Vorzüge eines Pistolenduells.

„Aber hären Se, mei Gutester," sagte der Mann der wohlhabenden Dresdner Schneidersfrau in reinstem Dialekt, „tas erzählen Se recht scheene, aber wissen Se, Sie sähen mer nich aus, als wenn Se sich schon emaal so hingestellt hätten! Woher wissen Sie denn tas so genau?"

„Von dergleichen Dingen spricht man nicht, wenn sie einen selbst betreffen," erwiederte Herr Häring,

„und außerdem habe ich einen Bruder, der auf der Universität ist.“

„Welcher vielleicht die Flöde pläst?“ sagte der Schneidermeister ungemein witzig. Alles lachte.

„Im Uebrigen ist das Duell ein roher Gebrauch,“ erklärte jetzt der Jüngling stolz, „von unserer vorgeschrittenen Civilisation verurtheilt.“

„Woas mich halt am Meiste wundert,“ sagte der dicke, uns auch schon bekannte Oesterreicher, „doas ist, doaß sich halt die Cavaliers um a Dam' g'schossen haben. Doas fällt bei uns nit a Bub' mehr bei. Dazu sind's bei uns zu g'müthlich in diesem Punkt!“

„Da haben Sie Recht, hören Sie,“ rief die Dresdner Schneidersdame, „ich sah mir die Dame gleich in den ersten Tagen darauf an. Es fehlt ihr ein gewisses Vivre-javoir, welches nur die Bildung verleiht.“

„Savoir-vivre, wollen Sie sagen!“ corrigirte Fräulein Lerchenfeldt.

Die Andere sah sich majestätisch um.

„Bringen Sie, mein junges Fräulein, Ihre Pensionsweisheit sonst wo an, nicht bei mir!“ — —

Fräulein Lerchenfeldt brach ob dieser bitteren Ab-

fertigung in Thränen aus und eilte, von dem Jüngling in Gelb gefolgt, hinweg. —

„Na, was sagen Sie denn, Herr von Faehrden?" rief auf der anderen Seite der Terrasse, wo ein Theil der Gesellschaft A zusammensaß, Frau Schnabber, „der arme Herr von Steinach und in so früher Morgenstunde!"

Dieser letzte Punkt, die frühe Tageszeit, schien besonders das Mitgefühl und die Entrüstung der Dame erregt zu haben, als wenn sie es in der Ordnung gefunden hätte, wenn Weidner und Steinach sich am hellen Mittag mitten auf der Promenade geschossen hätten, denn sie wiederholte diese Schlußworte mehrere Male mit großem Nachdruck.

„Weißt Du, Thildchen," fuhr sie fort, „die schreckliche Geschichte erinnert mich an die Affaire, als Onkel Knaak mit Kanasterkontroleurs den Umgang abbrach!"

„Kataster, Mama!" sagte Thildchen.

„Erbarme Dich, Kind, ist das denn wohl ein Unterschied! Die Frau Kanasterkontroleurin — sie ist jetzt einundzwanzig Jahre todt — war bekanntlich, als sie bei Knaaks vorbeiging, mit einem Häringskopf geworfen worden. Kanasterkontroleurs hatten Knaak's Benno in Verdacht, obgleich Benno das besterzogenste

Kind in ganz Kreutzburg war — es war nämlich ein Siebenmonatkind" — Faehrden zuflüsternd — „und jedermann hatte es gern. Was geschieht? Kreissekretärs Bote, der ein Schwager von Kontroleurs Köchin war, giebt dem Kinde auf offenem Markt einen Katzenkopf und nun schreibt Onkel Knaak —"

„Aber, Mama," unterbrach Thildchen tief erröthend, „wo ist denn da die mindeste Analogie?"

„Keine Analogie, erbarme Dich, Kind! Keine Analogie, Herr Kanzleirath, nun bitte ich Sie! Ist denn nicht hier wie dort eine Dame die Ursache des Conflicts?"

Und Frau Schnabber sah sich triumphirend um, indem sie sich auf den entwickelten Scharfsinn außergewöhnlich viel zu gut that.

„Und schließlich — Werfen ist Werfen," sagte Faehrden, „und ob mit Pistolenkugeln oder mit Häringsköpfen bleibt gleichgültig! Frau Schnabber hat Recht!"

„Ich finde die ganze Sache so traurig, daß ich noch gar nicht zu mir selbst komme," meinte der Professor. „Zwei so angenehme junge Leute fahren sich um Principienfragen willen so in die Haare, daß einer bleiben muß; denn was Sie da von einer Dame

sprachen, meine liebe Frau Räthin, verstehe ich nicht ganz."

„I Gott soll behüten und bewahren, Herr Professor, wo haben Sie denn Ihre Augen gehabt? Die Courmacherei! Na, so was sollte meinem Thildchen passiren, wenn die Braut wäre!"

„So ist's, Frau Schnabber hat Recht!" sagte Faehrden lakonisch.

Der Professor machte ein sehr verblüfftes Gesicht, nahm zu einer Prise seine Zuflucht und murmelte: „Sie thun mir beide leid, die jungen Leute."

„Nein, Herr Professor," fiel der Kanzleirath ein, „ich muß Ihnen ergebenst bemerken, daß mir der Assessor gar nicht leid thut. Ich wünschte, er säße erst fest, denn diese preußische Manier die friedlichen Badegäste hier mit Mord und Todtschlag zu bedrohen, wird hoffentlich hier nicht geduldet werden. Man muß ja hier stündlich einer Forderung ausgesetzt sein. Und das schadet der Kur und der Gesundheit."

„Auch der Kanzleirath hat Recht!" tönte Faehrden's Stimme.

Der Kanzleirath machte einige Bewegungen mit den Hanteln, die er unter dem Stuhl hervorzog.

„Lieber Gott," beschwichtigte der Professor, „be-

urtheilen Sie den Mann nicht zu hart. Er hat mir Notizen über die Gräber der Vandalen in Schlesien gegeben."

„Und Seine Durchlaucht hat er einen Kläffer genannt!"

„Das hat er nur bildlich gemeint!" erwiederte der Professor.

„Ich finde, der Kläffer wiegt ein Dutzend Vandalengräber auf und muß dem Kanzleirath Recht geben!" rief wieder Faehrden.

„Ich bemerke außerdem ganz ergebenst, daß man ein deutsches Fürstenhaus, sei es auch noch so klein, nimmermehr lediglich mit einem Kläffer, wenn auch nur bildlich, vergleichen soll. Und noch dazu ein deutsches Fürstenhaus, das von jeher der Segen seiner Unterthanen war. Nein, meine Herren, ich kann wohl Angriffe auf mich selbst, auch vielleicht auf die Verwaltung unseres Fürstenthums dulden, aber nimmermehr auf das Fürstenhaus selbst und auf — seine Orden."

„Seine Orden?" rief Faehrden, „wer hat denn diese angegriffen?"

„Es war neulich," meinte der Kanzleirath ein wenig zögernd, „neulich — noch gestern zum Beispiel,

als der preußische Lieutenant mit dem französischen Namen sich nach dem Orden vom Specht erkundigte, saß der Assessor dabei. Glauben Sie, daß er ein Wort des Interesses geäußert hat?"

„Sehen Sie," rief Frau Schnabber, „aber trösten Sie sich Käthchen, das war Neid! Ja, was ich sagen wollte —"

Und der Redeschwall kehrte zu dem Duell, zu der Dame als Ursache und zu der Schändlichkeit Weidner's zurück. —

Aarenstein hörte hier und dort zu und freute sich seines Werkes. Die Hauptwirkung jedoch seiner aufgesparten Reserven sollte erst kommen. —

Maria blieb bis in den Nachmittag hinein in glücklichem Nichtwissen dieser Vorgänge. Sie hatte abwechselnd mit Charita während der Nacht die Kranke gepflegt, welche, wenn auch der Arzt die Gefahr augenblicklich für beseitigt erklärte, doch guter Pflege dringend bedurfte.

Charita hatte sich Mittags auf ihr Zimmer begeben müssen. Sie fühlte Anwandlungen ihres Leidens und mehrere Ruhestunden waren ihr unbedingt nöthig. — Die Kranke war in Schlaf verfallen. Maria war auf kurze Zeit frei. Sie nahm das kleine neue

Testament, das sie immer bei sich führte, um ihrer frommen Gewohnheit Genüge zu leisten, täglich wenigstens ein Kapitel daraus zu lesen. — Doch die Anstrengung des Wachens und der Krankenpflege verlangte ihr Recht. Schon nach einigen Zeilen verschwammen die Buchstaben — die Augenlider senkten sich, das Buch fiel ihr in den Schoß, der Kopf lehnte auf dem Kissen. Sie schlief. Leise hob sich ihre Brust, friedlich und glücklich waren ihre Züge. — Sie sah Weidner mit Fontenay zusammen im Traum. Er lächelte und nickte ihr ermuthigend zu. Allmälig schlugen immer deutlicher Worte an ihr Ohr — die Stimme war nicht die seine. Sie hörte ihren Namen; noch kämpfte der Traum mit dem Erwachen — ein Aufschrecken und sie sah dann Fräulein Schnabber vor sich. — „Guten Tag, Fräulein Mariechen! Etwas eingeschlafen? Nun, das ist kein Wunder, Sie armes Kind! Das Wachen und Pflegen! Und wie geht es denn der Kranken? Fräulein Indenborg auch krank? Ich biete mich nochmals als Vertreterin an. Meine Mutter wird auch nächstens nach der Kranken sehen."

Trotz ihrer guten und höflichen Natur fühlte sich Maria augenblicklich so von Thildchen's Wesen abgestoßen, daß sie energischer als gewöhnlich sagte: „Ich

habe schon ein Mal, Fräulein Schnabber, Ihnen meinen wärmsten Dank für Ihre Anerbietungen gesagt, aber es ist mir ganz unmöglich, sie anzunehmen, denn Mama ist sehr reizbar und will absolut nichts Fremdes um sich sehen. Selbst Charita bleibt gewöhnlich im Nebenzimmer. Schon fremde Stimmen sind ihr unangenehm."

„So so! Also selbst Charita! Ja da kann meine Mama oder ich freilich nicht angenehm sein. — Nun dann werden wir um so vergnügter nach der Genesung zusammen sein," erwiederte Thildchen mit einem boshaften kurzen Gelächter.

Maria antwortete nichts. Selten hatte sie eine so tiefe Antipathie gegen Jemand gefühlt, wie gegen dieses Mädchen.

„Ich will nicht länger stören," fuhr Thildchen fort, indem sie ihre Frisur vor dem Wandspiegel ordnete. „Was meinen Sie eigentlich, halten Sie Popeline oder Mull für den besten Stoff zu einem kleinen Gesellschaftskleide? Doch Herr von Faehrden wartet unten, und wir wollen zusammen spazieren gehen, das heißt mit Mama. Nun adieu, Sie armes Kind!"

Sie ging bis an die Thür. Schon athmete Maria

auf — aber Fräulein Schnabber drehte sich um: „A propos, was sagen Sie denn eigentlich?“

„Sagen, wozu?“

„Nun zu der entsetzlichen Geschichte, dem Conflict?“

„Oh kommen Sie wieder mit ihren Anecdoten, Fräulein Schnabber; dafür haben Sie wirklich hier wenig Terrain!“ antwortete Maria fast spöttisch.

„So, wirklich? Und doch habe ich es aus sicherer Quelle, daß —“

„Und ich kann Ihnen nur sagen: ich weiß ganz genau, daß an der ganzen Geschichte kein wahres Wort ist,“ unterbrach Maria ungeduldig.

„So also ganz genau! Es ist doch hübsch, wenn man etwas ganz genau weiß!“ erwiederte Fräulein Schnabber, sich ihr Kleid vor dem Spiegel zurechtstreichend und sich auf dem Absatz drehend. „Indeß ist es mir nicht wunderbar, gar nicht wunderbar, daß Sie gerade nichts wissen, denn daß das Duell wegen einer Dame stattfand, das weiß man allgemein.“

„Duell, Dame! Ein Duell?“ rief Maria, bleich werdend.

„Aber verstellen Sie sich doch nicht, Fräulein Maria! Sie werden es doch wissen? Nicht? Sie

wissen wirklich nicht, daß Assessor Weidner und Herr von Steinach sich heute früh ein halb fünf Uhr am Jungfrauenstein geschossen haben, und daß Letzterer auf dem Platze geblieben ist?"

Thildchen sprach diese Worte fast mit demselben Wohlbehagen aus, mit dem sie sonst gewöhnlich von einer „Entlobung" oder von einer unglücklichen Ehe zu berichten pflegte.

„Der arme Herr von Steinach! Und für die arme Dame ist es doch auch recht compromittirend. Na herzlich gute Besserung für die Kranke, denn nun muß ich wirklich fort!" — Mit diesen Worten verschwand Thildchen mit großer Schnelligkeit.

Maria hätte sie nicht zurückhalten können; — sie stand erstarrt vor Schreck und Ueberraschung. Sie konnte es nicht fassen, daß der Mann, für den sie gestern Abend nach ihrer Meinung noch so viel gethan, sich heute schon in einem mörderischen Kampfe befunden hatte, über dessen Eigenthümlichkeiten sie nie nachgedacht, von dem sie überhaupt einen höchst unklaren Begriff hatte, und der ihr einfach stets als eine unchristliche, gewaltthätige Sitte erschienen — um so mehr als er aus den Kreisen, in welchen sie lebte, fast ganz verschwunden war.

Ihre Knie zitterten, sie wankte und nur mit Mühe gelangte sie bis an den Sopha, wo sie fast ohnmächtig niederfiel. Was flog nicht Alles in diesen Augenblicken dem armen gequälten Mädchen durch den Sinn, als sie vor dem Sopha kniete und den Kopf in die Kissen drückte, gleich, als wollte sie nichts mehr hören und sehen von all dem Schrecklichen, das ihr verkündet worden war. — Die Hand des Freundes, des Geliebten mit Blut befleckt, er selbst ein halber Mörder — die Lebensgefahr, in der er sich befunden hatte, die Folgen dieses entsetzlichen Unglücks — sie sah vollständige Zertrümmerung ihrer Hoffnungen, Einkerkerung, Proceß vor Augen. Und hatte nicht Charita von Fontenay die Versicherung erhalten, daß der Conflict beigelegt, daß nichts zu befürchten sei? War das seine Wahrheitsliebe? — Ihr durch eine einseitige Erziehung und ihre religiösen Vorurtheile an und für sich nicht sehr bedeutend entwickeltes Verständniß für ihr ferner liegende Dinge verwirrte sich in diesem Moment fast vollkommen. Die alten religiösen Schreckgestalten kehrten wieder, mit doppelter Lebendigkeit wieder. — „Oh mein Gott, mein Gott,“ schluchzte sie leise, „das sind Deine Gerichte.“ —

Plötzlich erhob sie das Gesicht aus den Kissen und

blickte entsetzt empor. Ein neuer Gedanke durchzuckte sie mit entsetzlicher Gewalt. — Was hatte die Schnabber gesagt? Eine Dame sei die Ursache. — Edith? Oder sie selbst? Aber was ging sie Herrn von Steinach an? Er hatte ihr niemals Aufmerksamkeiten bewiesen, wohl aber Edith. — Blitzschnell durchflog sie in ihrer Erinnerung jeden kleinen Umstand. Ja, Edith mußte es sein — kein Zweifel mehr.

„Ist es möglich, ist es möglich," rief sie in lautem, bitteren Selbstgespräch. „O, Max, Max, solltest Du ein Spiel mit mir, vielleicht mit uns Beiden getrieben haben?" Ein Thränenstrom stürzte aus den schönen Augen. Von Neuem barg sie das Gesicht verzweifelnd in die Kissen. Vieles, vieles glaubte sie jetzt zu sehen, was ihr früher entgangen war. Mit anderen Augen betrachtete sie, was sich wirklich zugetragen hatte. So den Streit, den Weidner noch vorgestern Abend während des Tanzes mit Steinach gehabt hatte — seine Bewegung bei der Rettung Edith's durch Steinach, — so die ganze erste Zeit ihres Zusammenseins in Herzogenbad, als er fast von Allen als Edith's Anbeter betrachtet wurde. — Die Eifersucht loderte in hellen Flammen in dem bewegten Mädchenherzen auf. — Zwischen alledem trat ihr freilich auch Weidner's

aufrichtiges Wesen, die Erinnerung an den Ton seiner überzeugungsvollen Stimme vor die Seele; aber des Umstandes, daß Weidner um ihretwillen sich schon in eine schmerzliche und erniedrigende Lage ihren Verwandten gegenüber gebracht hatte, dessen gedachte sie nicht, wie so oft gerade in solchen Momenten, das, was als Compaß dienen kann — auch das Einfachste — uns verloren geht. — Der Widerstreit der Gedanken und Gefühle in ihr war sinnverwirrend. — Charita war nicht zu erlangen. Sie durfte die selbst so bedenklich Leidende nicht um die ihr so nöthige Ruhe bringen. Sie fühlte sich so verlassen, so hülflos, ohne Halt wie noch nie; eine Angst ohne Gleichen überkam sie. Vergeblich suchte sie ihre Gedanken zu ordnen. Mechanisch griff sie nach der kleinen Bibel, sie öffnete sie und sah immer hinein, gleichsam als wenn sie sich dort Rath und Hülfe holen könnte. Aber die Worte tanzten vor ihren Augen und verzweiflungsvoll entfiel das Buch ihren Händen.

Da trat Edith zu ihr ein. Sie hatte, von Unruhe getrieben, ihr Zimmer verlassen, um ein Mehreres über die alle Gemüther beschäftigende Angelegenheit zu erfahren. Mit einem Blick wurde ihr bei Maria's Anblick klar, daß auch diese den Vorfall wisse, daß sie

um dessenwillen leide. Eine Regung des Mitleids zog durch ihr Herz, aber es wich schnell wieder der starren Kälte, welche sie seit zwei langen Monaten erfüllte.

„Du weinst?“ sagte sie kalt und fast mit Verachtung im Ton.

Maria verbarg ihr Gesicht in den Händen.

„Einen ausreichenden Grund dazu sehe ich eigentlich nicht,“ fuhr Edith fort, „er hat den getroffen, der mir das Leben rettete. Jeder nach seinem Geschmack.“

„O, Edith,“ schluchzte Maria, „willst Du mir das Herz noch mehr zerreißen? Du siehst, wie ich leide.“

„Das ist's ja eben, was ich angreife, Kind. An Deiner Stelle würde ich auf den Knieen liegen und aus den Psalmen und Dankgebeten gar nicht herauskommen über die Rettung des Geliebten.“

„Wie kannst Du hier spotten, Edith, ich kenne Dich nicht mehr. Seine Hand mit Blut befleckt — Und könnte ich das vergessen, — aber welche Handhabe giebt dies dem Onkel! Meine Hoffnungen sind hin.“

„Hoffnungen, Närrchen? Du hattest den Leuten, Deiner verehrten Mutter und meinem Bräutigam gegenüber niemals Hoffnungen; es wäre eben, daß

Du mir ein gut Wort gäbest, und ich den Sultan Deinen Absichten günstig stimme."

„Edith, Edith, hätte ich es je von Dir gedacht, daß Du mich so quälen könntest!"

„Quälen, Maria! Das ist nur ein Ausfluß der süßen Freuden des Brautstandes, die mich so übermüthig machen. Nimm es als Scherz auf!"

„Scherz, Edith? Ich finde es zum Mindesten sonderbar von Dir, jetzt zu scherzen," antwortete Maria lebhaft, indem sie sich aufrichtete und ihr sonst so sanftes Auge flammte, denn die angebliche Ursache des Duells trat plötzlich mit aller Gewalt vor sie hin. — „Scherz hierüber steht Dir wohl am Wenigsten zu — denn geradezu heraus gesagt, Edith, Du sollst die eigentliche Ursache dieses abscheulichen Kampfes gewesen sein!"

Edith's bleiches Gesicht übergoß sich mit Purpurröthe. Schon der bloße Gedanke, daß Weidner einem anderen Manne als Nebenbuhler um ihre Gunst gegenüber getreten sei, war ihr einen Augenblick wohlthuend, trotzdem sie die Intrigue schon ahnte und von der Unwahrheit jener Behauptungen am besten überzeugt war. Mit einem Worte hätte sie Maria beruhigen und ihr Gewißheit geben können, daß ihre

Eifersucht grundlos sei, aber das böse, kalte Gefühl, welches in ihrem zerrissenen, getäuschten Herzen so mächtig war, ließ sie schweigen. Es rief: Laß sie sich selbst herausarbeiten, wenn sie seiner würdig ist. Wer hat denn Dir geholfen, als es zu helfen galt? Wer hilft Dir jetzt aus Noth und Banden?

„Sieh' da, Mary," erwiederte sie spöttisch, „Du wirst ja ganz eifrig. So mußt Du nicht sein. Der ruhige, gemessene Ton steht Dir besser. — Aber was Du da sagst, das wäre ja eine tolle Geschichte, denke doch! Weidner ist ja mit Dir verlobt, meine ich, und ich bin die Braut des Rheders Hall, aus der freien Reichsstadt, einer der edelsten Freien. Ob etwas aus Deinem Verhältniß werden soll, ist freilich eine andere Frage. Dazu gehört ein Mädchen, die nicht nur wie Du gut erzogen, eine Zierde des Salons und der Moral und Tugend ruhmwürdiges Beispiel, sondern ein Dämchen, dem es, gerade heraus gesagt, auf das Davonlaufen als letztes Mittel nicht ankommen muß."

„Aber Edith!" —

„Aber Edith! In diesem Rufe liegt Dein ganzes gut erzogenes Entsetzen vor einer solchen Idee. — Und doch rennst Du so sicher, wie ich, in Dein Ver-

derben, wenn Du nicht den Muth hast, an so etwas zum Mindesten zu denken, ja damit zu drohen.“ —

„Edith, welche Extravaganzen! Mit einer Sünde drohen, ist schon Sünde!“

„Gut, Sünde gegen Sünde, Gewalt gegen Gewalt. Ausgestoßen wäre das Mädchen freilich aus der Gesellschaft, gerichtet! Aber die Sünden gegen Herz und Gemüth, das Fesseln der Jugend — doch das sind Extravaganzen! Du hast ganz Recht.“

„Und warum spannst Du mich so auf die Folter, Edith, was habe ich Dir gethan?“

„Du mir gethan? Nichts! Geh' und erkenne selbst, oder laß Dir von Deinen Erziehern das Lehrgeld wieder geben. Wenn Du über diesen Fall nichts zu erkennen vermagst, dann wirf den ganzen Kram, den Du sonst gelernt hast, hinweg.“ —

Edith ging an das Fenster und sah starr hinaus. Maria sank auf den Sopha und stützte den Kopf in die Hand.

„Für den gesunden Menschenverstand, durch den der Mensch am Besten auch zu gesunden Empfindungen kommt, da freilich geschieht bei uns gebildeten jungen Damen, als welche wir aus der Pension heimkehren, herzlich wenig. Vor lauter Religion, Moral

und Sitte kommen wir nicht dazu. Erkenne selbst sage ich Dir! Reiße den Kinderwahn aus Deinem Herzen und bekenne, daß Du von jenen Elenden Dein ganzes Leben lang tyrannisirt worden bist."

„Edith, ich will das nicht hören, sie ist meine Mutter und Du bist seine Braut!"

„Als ob ich über diese Reflexion jetzt nicht hinweg wäre! — Diejenigen, die den Menschen corrumpiren von frühester Jugend an, die haben die zärtlichen Namen, die ihnen Familienbande geben, verwirkt."

„Aber wenn Du, Edith, Dir herausnimmst, so zu sprechen, so verzeih' mir, wenn ich Dich frage: weshalb hast Du Dir denn Selbstbestimmung und Würde nicht gewahrt? Warum sagtest Du ja? Und außerdem, hat Dich mein Onkel um äußerer Vortheile willen zu seiner Braut gemacht?"

„Warum ich damals ja sagte? Ich war betrogen; auferzogen, um mich selbst zu betrügen, von Kindheit an auf falsche Bahnen gelenkt, die ich, weiß es Gott im Himmel! noch ehe ein Gefühl für einen Mann erwachen konnte, und ohne daß ich es wußte, betrat. Als mir später eine Ahnung davon aufstieg, da war es meine Armuth und meine hülflose Lage, die man

mir vorhielt — und so entriß man mir ein Versprechen. So wurde ich beraubt Alles dessen, durch das ein Mädchen beglücken kann — so sagt Weidner wenigstens und mit Recht. Vor zwei Monaten aber, als Dein Onkel hier ankam, da sagte ich ja, weil ich es wollte, und warum ich es damals wollte und mußte, sage ich Dir nicht. — Eine Stimme im Innern ruft mir übrigens zu: es ist nicht nur das Gefallen an Dir selbst, was diesen Mann Dich mit seinen Anträgen verfolgen ließ, es ist noch etwas Anderes, Maria! Ich kann es nicht wissen, noch beweisen, aber mein Glaube steht fest, daß hier noch ein besonderer Zweck sich hinter seiner Handlungsweise verbirgt."

Eine lange und bange Pause trat ein. Man hörte die schweren Athemzüge der Kranken im Nebenzimmer.

„Wer hätte das gedacht," murmelte Maria endlich, „wir kamen hierher als eine glückliche, sorgenfreie Familie und jetzt?"

„Ja, es ist wahr," erwiederte Edith mit einem leisen Gelächter, „wir lebten wie der im Käfig geborene Vogel. Nun haben wir etwas von der Freiheit gesehen und sollen wieder in den Käfig zurück. Das gefällt uns nicht. — Oh, Maria, wenn ich an

Deiner Stelle wäre!" Ihr ganzer Körper bebte, ihre Augen funkelten unstät.

„Was würdest Du thun?"

Edith ließ ihre Hand fallen; ihre stolze Ruhe und Haltung kehrten zurück. „Dir nützt es nichts, Mary, wenn ich es Dir sagte, darum leb' wohl!"

„Leb' wohl, Edith!"

Edith ging langsam nach der Thür. Es war, als wenn sie zögerte. Es kämpfte in ihr um das eine Wort für Maria: „Sei ruhig, Max Weidner ist Dir treu und gut." Aber der finstere, kalte Geist in ihr behielt die Oberhand, sie konnte sich nicht überwinden, es auszusprechen, und so verließ sie die Freundin und Gefährtin ihrer Kindheit, ohne den Frieden in ihre Seele zu senken. —

11. Kapitel.

Um Mitternacht.

Fontenay war Nachmittags desselben Tages nach der Jägerei hinaufgestiegen, um sich nach dem Verwundeten zu erkundigen. Nicht nur ritterliche Sitte und der dringende Wunsch Weidner baldmöglichst Gewißheit über den muthmaßlichen Ausgang der Sache zu verschaffen, geboten ihm dies, sondern er hoffte auch nebenbei Erkundigungen einzuziehen, ob gerichtliche Verfolgungen schon eingeleitet seien, oder bevorstünden. — Weidner war, nachdem er ihm den Weg bezeichnet und ihn zu diesem Behuf eine Strecke begleitet hatte, nach Herzogenbad zurückgekehrt und ging von innerer, sehr erklärlicher Unruhe getrieben, bald auf dem Spazierwege, bald auf dem Waldwege oder der Terrasse auf und ab. Die Sonne senkte sich schon etwas, als er auf der Terrasse den kleinen Robert Hall spielend bemerkte.

Ein Gedanke durchzuckte ihn. Er ging an den Tisch, riß ein Blatt aus seiner Brieftasche und schrieb einige Zeilen an Maria. Dann rief er dem Kinde zu: „Komm mal her, Robby!“ Der Knabe kam zögernd heran. — „Ich möchte Dich etwas fragen. Wie geht es Deiner Schwester und vor Allem Deiner Mutter?“— Der Knabe sah mit dem hübschen und treuherzigen Gesicht zu ihm auf. „Ich soll es Dir nicht sagen, Onkel,“ antwortete er zögernd.

„Mir nicht? Warum nicht?“

„Onkel Hall hat es mir verboten, das heißt — er hat mir verboten überhaupt irgend jemand etwas über Mama und Maria zu erzählen.“

„Das ist Schade, aber vielleicht wirst Du Deiner Schwester einen Gruß von mir bestellen, der auf diesem kleinen Zettel steht, wie an dem Abend, wo Du ihr einen Brief von mir brachtest.“

Der Knabe sah sich schüchtern um. „Ich will Dir eins sagen,“ flüsterte er dann, „ich kann eigentlich Onkel Hall gar nicht leiden.“

„Sieh mal an! Und warum denn nicht?“

„Weil er von Nichts spricht, was mich interessirt und auf meine Fragen nie Antwort giebt, und weil er nicht so hübsch ist wie Du und der Onkel, der

vorgestern ankam. Und dann ist er jetzt so barsch und rauh zu uns Allen, aber ich fürchte mich vor ihm wahrhaftig nicht," schloß der Junge und seine blauen Augen funkelten und die rechte Hand stemmte sich trotzig auf die Hüfte.

„Nun, sage Robby, willst Du den Zettel an Deine Schwester bringen?"

Der Knabe dachte nach. — „Bist Du denn eigentlich der Bräutigam meiner Schwester, Onkel?"

„Vor Gott bin ich es, mein Junge, aber die Menschen wollen es noch nicht zugeben."

„So, also vor Gott! Ja, höre Onkel, da will ich Dich gern nach etwas fragen. Sieh' mal, der Prediger in unserer Stadt und auch unser Lehrer, alle sagen uns immer: Vater, Sohn und heiliger Geist, das sei einer. Kannst Du mir nicht sagen, woher das kommt? Ich verstehe das nicht." — Weidner mußte lächeln.

„Es geht Dir nicht allein so, Du kleiner Fragejunge," erwiederte er. „Ich rathe Dir, wenn Du größer bist, darüber nachzudenken, denn nur Größere können so etwas sich erklären."

„Erst als Größerer, das ist aber schlimm, Onkel,"

antwortete das Kind, „es wäre doch hübscher, man könnte das gleich verstehen.“

„Denke Dir nur,“ fuhr Weidner fort, der seine docirende Ader pulsiren fühlte, „daß Gott der Inbegriff aller Allmacht, alles Guten und Wahren ist.“

„Alles Wahren also,“ sagte der Junge nachdenkend, „dann muß man wohl, um Gott zu gefallen, auch wahr sein?“

„Gewiß muß man das vor Allem!“

„So muß ich also auch Onkel Hall sagen, daß ich den Zettel an Maria bringen will, wenn er mich frägt?“

Weidner wurde roth und lachte. — Dann antwortete er — „Freilich mein Junge, wenn er Dich f r ä g t, so thu' es.“

„Ich werde ihn schon verstecken. Aber sage noch ein Mal, der Onkel Faehrden sagt, Du hättest einen Mann erschossen. Ist denn das wahr?“

Weidner suchte eben nach einer passenden Antwort, als Fontenay, von seinem Terrier auf dem Fuße gefolgt, erschien.

„Ach, das ist der hübsche Onkel mit seinem hübschen Hunde!“ rief das Kind, sprang auf Muck zu und zog ihn an den Ohren. Muck, einer solchen

Behandlung ungewohnt, faßte ihn sofort an den Höschen, so daß Fontenay einem scharfen Auftritt nur durch seine Intervention vorbeugte. Der Junge wurde in das Haus geschoben und ihm baldige Abgabe des Briefes an Maria anempfohlen.

„Nun,“ rief Weidner, in angstvoller Spannung dem Freunde in's Antlitz sehend, „sprich!“

„Er lebt,“ antwortete Fontenay, „und ich denke, er wird leben bleiben, wenn nicht ganz besonders ungünstige Umstände dazwischen treten. Die Kugel ist an den Rippen herumgegangen, ist nahe am Rückgrad gefunden und herausgeschnitten. Vorläufig gratulire ich Dir, Max!“ — Sie schüttelten sich die Hand. „Nun, nachdem ich die Hauptsache Dir mitgetheilt, die Nebensache. Der Verwundete liegt in der alten Jägerei in einem kleinen abgelegenen Zimmer. Um Aufsehen zu vermeiden, hat man ihn nicht nach der Festung gebracht. Man hat dem Commandanten dienstlich nur gemeldet, daß sich Steinach bei einem Sprunge über einen Graben den Arm stark ausgefallen habe. Von Seiten des Militärgerichts scheint keine Untersuchung im Gange. Sein Sekundant, der Lieutenant von Brause ist sofort mit dem Mittagszuge nach der Hauptstadt abgereist, um dem Papa, einem einflußreichen

hochgestellten Manne, Mittheilung zu machen. Wahrscheinlich sind heute Abend schon von seiner Seite Schritte bei den verschiedenen Redactionen der Zeitungen geschehen, um die Aufnahme von Berichten über den Vorfall möglichst zu hindern. Von dem Herzog selbst erwartet man kein Einschreiten."

„Das sind ja herrliche Nachrichten, mein lieber Friedrich," rief Weidner mit erleichterter Brust, „wo hast Du denn das Alles nur her?"

„Ja, mein lieber Freund, von wem denn anders, als von den herzoglichen Herren Officieren? Die Welt hat nun überall etwas von dem Kitzel, mit dem das weiland Römische Publikum den Gladiatorenkämpfen zusah — man spricht von Nichts lieber als von einem blutigen Duell, einer recht grausigen Mordthat und dergleichen, und so traf ich denn auch diese Herren in der Jägerei bei einer Bowle sitzend und von der Geschichte plaudernd. Ich gab mich zu erkennen, zu Anfang wurde ich sehr steif, wenn auch sehr höflich empfangen; als ich ihnen aber erzählte, ich wäre von Dir heraufgeschickt, um mich nach dem Verunglückten zu erkundigen, und als der alte, prächtige Oberlieutenant Deine brillante Haltung pries, da saßen wir ganz fidel zusammen und diese Herren erfuhren, sage ich Dir, Max,

daß die Preußen nicht nur scharf schießen, sondern auch scharf trinken. Sie liegen ganz fest oben, sage ich Dir. Vorher jedoch wurden sie ganz zutraulich, und so erfuhr ich denn Alles, was ich Dir berichtet habe."

„O Freund, ich athme wieder," rief Weidner, „wenn Steinach am Leben bleibt, wenn die ganze Sache sich im Sande verläuft, dann kann noch Alles gut werden, es ist noch möglich, daß ich sie erringe." — Sie waren während dessen auf der Terrasse auf und ab gegangen. — Der erste Badearzt kam ihnen vom Hause aus entgegen. Die Herren begrüßten sich. Der Doctor trat an sie heran. „Auf ein Wort, Herr Assessor!" sagte derselbe.

„Ich stehe Ihnen ganz zu Befehl," erwiederte Weidner, stehen bleibend, während Fontenay seinen Weg fortsetzte.

„Was ich Ihnen sagen möchte, Herr Assessor, betrifft das Tagesereigniß, in dem Sie die Hauptrolle spielen. Man forderte heute von verschiedenen Seiten fast mein Einschreiten heraus. Man sprach von Gesundheitsstörungen in Folge der Aufregungen und so weiter."

„So, so! Und was antworteten Sie?"

„Ich habe die Leute ausgelacht. Was soll ich

dabei thun? Das ist doch Sache der Gerichte. Was geht es mich oder die Direction an, wenn die Herren sich da oben die Hälse brechen? Nur eins bitte ich, mein Herr Assessor," fuhr der Doctor gutmüthig fort, „halten Sie hier im Hause und auf der Promenade Frieden. Wünsche guten Abend, Herr Assessor." — Damit empfahl er sich. Es war ein Mann von einigen sechszig Jahren der Doctor. Am Mittag schon hatte er sich überlegt, daß diese Geschichte, etwas romantisch ausgeschmückt, für das kleine Bad eine gewisse Zugkraft üben, die Aufmerksamkeit auf dasselbe lenken, und daß es sich ganz hübsch ausnehmen würde, wenn man später ein Mal am Jungfrauenstein eine kleine Tafel mit einer Inschrift, etwa so: Hier fiel im Zweikampf der Herzogliche Unterlieutenant Herr von Steinach am 8. August 1863, anbrächte. Das wäre ein neuer interessanter Punkt von Herzogenbad gewesen — und aus diesen Gründen war ihm die Sache und Weidner selbst gar nicht so unangenehm. Er wies daher alle entrüsteten Anträge eines Theils der Gesellschaft ab, gab aber andererseits doch Weidner einen Wink, neue Conflicte zu vermeiden. — Weidner, durch den Ausgang dieser kurzen Unterredung noch heiterer gestimmt, folgte nun Fontenay und trat in den Salon,

wo sein Freund an einem Tische Platz genommen hatte. Der Kellner stellte soeben eine Flasche Rothen vor ihn hin. Weidner setzte sich zu ihm, und Fontenay schob ihm ein volles Glas zu. Dann stieß er mit ihm an und leerte das seinige auf einen Zug. — Weidner stutzte plötzlich. Ein fremdes Etwas in dem Ausdruck des Gesichtes seines Freundes hatte ihn nicht angenehm berührt. Er sah schärfer hin; das Auge Fontenay's blickte loyal und offen wie immer, aber dennoch schien es ihm, wie mit einem Schleier überzogen. — Oft hatten die Beiden die halbe Nacht zusammengesessen und tapfer die Becher geschwungen, oft hatte er Friedrich von Fontenay's Auge in merkwürdigem Contrast zu der Ruhe seiner Züge heller und feuriger blitzen sehen, wenn eine Idee ihn erfaßte, oder ein gutes Wort zur rechten Zeit ihm gefiel — aber dieser Ausdruck erschien ihm fremdartig, nicht zu Fontenay passend. — Doch als Fontenay's Stimme wieder ertönte, so fest und sicher und wohllautend, da schien es Weidner, als wenn der Schleier gefallen wäre — und dann dachte er an die Bowle in der alten Jägerei, und wie er die Officiere unter den Tisch getrunken hatte und lächelte über seine Anwandlung. —

Nach einer guten Stunde traten sie noch ein Mal

in's Freie. Sie athmeten die balsamische Luft in vollen Zügen und gingen auf dem Promenadenweg, zwischen dem Saume des dunkeln schweigenden Tannenwaldes und dem Hause, auf und nieder, bis die Mitternacht herankam. Die Glocken der Thurmuhr auf der Festung hallten klar und deutlich zu den beiden Freunden herüber. Fontenay stand, aus lebhaftem Gespräch abbrechend, plötzlich still und die Hand ausstreckend, sprach er in gedämpftem feierlichem Ton:

„Dies ist die wahre Spükezeit der Nacht,
Wo Grüfte gähnen, und die Hölle selbst
Pest haucht in diese Welt. Nun tränk' ich wohl heiß Blut,
Und thäte Dinge, die der heilige Tag mit Schaudern säh'."

Der Mondschein fiel auf sein edles Gesicht, und als Weidner ihn ansah — da trat ihm auf ein Mal das Traumgesicht vor Augen, das er in der Nacht nach seiner Erklärung an Maria gehabt hatte. Er sah Fontenay's todtblasses Gesicht, wie er ihm feierlich aber freundlich zunickte, er sah das Mädchen am Fuße des Felsens, den er hatte erklimmen wollen. — Er hatte augenblicklich kein Wort, er befand sich in jenem Zustande, in dem wir nachgrübeln und uns fragen: wo hast du diese Personen, diese Dinge schon ein

Mal gesehen? Wann war es? Wie kommt es, daß du diesen Augenblick ein zweites Mal erlebst? —

„Habe ich meinen Shakespeare nicht noch gut inne?“ frug Fontenay, das Schweigen Weidner's bemerkend. Dieser fuhr zusammen.

„Bravo, mein alter Knabe, Du hast Dein Talent conservirt und auch Deine Vorliebe für den Shakespeare, wie es scheint; aber diese Terrasse und die ganze Umgebung regt dazu an. Man könnte sich einbilden, den „alten Maulwurf“ da unten wühlen zu hören.“

„Freilich ist's schön hier. Aber es fehlt die See zu dem Bilde. Der rauschende Wildbach da unten kann sie nicht ersetzen. — Mitternacht! Wie oft hört man sie gleichgültig schlagen, und doch — in so stiller Nacht, so schöner Umgebung, unter freiem Himmel, dann faßt mich manchmal der Gedanke, als wäre das die rechte Stunde, um aus der Welt zu gehen.“

„Mein Gott, Fontenay, Du bist es wohl nicht selbst, der das spricht! Wenn wir früher beim Glase die Nacht durchwacht hatten, und die Mitternacht schlug, da war's Dir nicht so, glaube ich? Wenn wir von des Vaterlandes Wohl und Wehe, vom alten Preußen und dem neuen Deutschland ein tapferes Wort

gesprochen, oder dem Mirza Schaffy nachahmten mit den Worten:

„Denn es gleicht der Wein dem Regen,
Der im Schmutze selbst zu Schmutz wird,
Doch auf gutem Acker Segen bringt
Und Jedermann zu Nutz wird."

Dann war Dir nicht so zu Muthe?"

„Nein! Aber laß es Dir sagen, mein Freund, jedes Ding hat seine Zeit. Der Mensch und die Völker müssen aus sich selbst heraus, zu gewissen Zeiten mit ihren Neigungen und Gewohnheiten wechseln." —

„Gewiß, und was hat das mit der Mitternacht zu thun?"

„Mehr als Du denkst. Sie erinner mich an den-Untergang. Das Volk, das nicht die tnöthigen Ver änderungen vorzunehmen weiß, welche Zeit und Alter bedingen, geräth in Verfall, geht unter; so auch der Mensch in gleichem Falle." —

„Du sprichst für mich in Räthseln, komm, es ist Zeit zu Bett! Das Bergsteigen und die Arbeit mit den Herren dort oben werden Dich gut schlafen lassen."

Sie gingen um das Haus. Weidner wollte die Thür des Schweizerhäuschens öffnen. Sie war verschlossen.

„Der Teufel," sagte Weidner, „rufen will ich nicht. Wir müssen durch das große Haus."

„Wenn es nur nicht auch verschlossen ist. Das wäre fatal."

Sie kehrten um. Die Thür war auf. —

„Nun steigen wir bis in den zweiten Stock, Freundchen, von da führt eine kleine Thür in's Schweizerhaus." —

Sie stiegen die Treppe hinauf. Der Mond fiel mit blendendem Licht zu den Fenstern hinein; auf der Festung schlug es halb eins. — Sie waren im Corridor des zweiten Stockwerks. — Weidner deutete nach dem anderen Ende.

„Ich verstehe," sagte Fontenay, „so nah Deinem Glück und doch — "

Weidner fuhr zusammen und faßte des Freundes Arm — denn da kam etwas den Gang entlang mit schlürfendem Schritt — langsam, gespensterhaft. — Es war eine weiße Gestalt, mit einer Lampe in der Hand. Die Gestalt näherte sich langsam aber stetig, die Lampe hielt sie etwas seitwärts vor sich hingestreckt — der in den Corridor fallende Mondschein kämpfte mit dem Licht der Lampe und gab dem Gesicht der Gestalt eine Leichenfarbe.

Beide Freunde waren Männer von festen Nerven, aber dennoch überschlich sie ein Schauer und lief ihnen langsam und schneidend am Rückenwirbel hinab. — Weidner wollte soeben die gerade auf sie zukommende Gestalt anrufen, als Fontenay ihm die Hand auf den Mund legte und ihn an die Wand zog. — Die Schritte des Wesens, das auf sie zukam, hatten etwas abgemessenes, mechanisches, wie die eines Automaten. — Beide Freunde hielten den Athem an. — Jetzt konnte man erkennen, was man vor sich hatte. — Sie sahen einen Mann, in ein weißes Bettlaken gehüllt, das er mit der einen Hand zusammenhielt. Die Augen waren geschlossen, die Haare wirr und gesträubt, die Lippen öffneten sich hin und wieder, um ein Murmeln und Seufzen vernehmen zu lassen. Fontenay preßte sich dicht an die Wand, jetzt stand die Gestalt dicht neben ihm. — Die Lampe blendete Weidner's und Fontenay's Augen nicht mehr und bei dem Schein ihrer rückwärts fallenden Strahlen erkannten sie das Gesicht des — Rheders. — Gerade neben ihnen bleibt er in dem Corridor stehen; wendet den Kopf erst rechts, dann links — halbverständliche Worte lösen sich in ächzendem, seltsam klingendem Ton von seinen Lippen.

„Oh, ein Testament — — was ist es? Ein Stück Papier, nichts weiter. — Man kann es machen — — aber — Heimlichkeit ist eine schöne Sache.“ — — Er schreitet weiter. „Still!“ flüstert Fontenay. Beide folgen mit leisen Tritten. — Der Mondsüchtige geht den ganzen Corridor entlang; die ausgestreckte Hand stößt leise an das zugewirbelte Fenster am Ende des Ganges. Der Rheder dreht sich langsam und kommt ebenso geisterhaft und abgemessen wieder auf die Lauschenden zu.

Unwillkürlich prallen die Freunde zurück und drücken sich von Neuem fest an die Wand. Die Gestalt schreitet an ihnen diesmal vorbei, indem abermals theils klagende, theils unwillige Worte ihren Lippen entströmen. — „Leichen an Bord? So, wirklich? In die See mit ihnen, — sie giebt sie nicht wieder. — Oh, es sind ja nur drei Leichen, nicht mehr als drei.“ —

Die stammelnden bleichen Lippen schweigen; unheimliche Stille tritt ein; die Gestalt steht eine Weile unbeweglich. Der laute Athem wird leiser und leiser, wie der eines ruhig auf dem Bett Schlafenden. Dann setzt sich der Rheder wieder in Bewegung und geht

abgemessenen Schrittes den Corridor zurück, wieder leise gefolgt von den beiden Freunden. Er tritt an die Thür seines Zimmers, faßt mit sicherer Hand die Klinke, öffnet und verschwindet langsam. — Die an der Thür horchenden Freunde hören ganz deutlich das Hinsetzen der Lampe und ein Geräusch, als wenn jemand sein Lager sucht — dann ist es still. —

Weidner und Fontenay gelangen, ohne ein Wort zu sprechen, durch die Verbindungsthür nach dem Schweizerhäuschen.

„So also hat die Natur jenen seltsamen Mann gezeichnet!" brach endlich Weidner das Schweigen. „Unheimlich und entsetzlich war es anzusehen. Ob die Familie davon weiß?"

„Das scheint mir doch sehr wahrscheinlich," erwiederte Fontenay, „es scheint mir aber nicht gerathen, sich hier hinein zu mischen."

„Da möchte ich doch anderer Ansicht sein! Bedenke doch das Unglück, das einem solchen Manne zustoßen kann."

„Das wäre freilich ein Unglück für Dich! Aber ich glaube, ich werde heute Nacht von dem Manne träumen, eine Ehre, die ihm eigentlich nicht

zukommt. Und was für Dinge sprach der Mann, von Leichen und Testamenten! — Nun, gute Nacht, Max!“

Fontenay war bald eingeschlafen, während sich Weidner bis zum Morgengrauen auf seinem Lager wälzte.

---

12. Kapitel.

Die Hummel.

Maria saß nach abermals halb durchwachter Nacht den bleichen Kopf in die Hand gestützt an dem Tische in dem Wohnzimmer der Familie Hall. Die Frühsonne spielte in's Zimmer, die Vögel sandten ihren munteren Gesang durch das offene Fenster der Betrübten zu.

Gleich darauf trat Charita ein. Ein weißes Kleid mit dunkler Einfassung und eine Rose am Gürtel, den großen Strohhut in der Hand, die Wangen leicht geröthet, so stand sie vor Maria, so ganz anders als sonst, so lächelnd und belebt — daß Maria voll Erstaunen ihre großen Augen wie bezaubert auf Charita heftete.

„Nun Herzens-Maria gute Nachrichten? Wie, trübe Augen, ein abgehärmtes Gesicht? Und so empfängst Du mich?"

„Ach Charita, Du weißt noch nichts! Höre doch was geschehen.“

Mit höchster Betroffenheit und schmerzlicher Erregung vernahm Charita nun die Erzählung Maria's. — Sie übersah nicht nur sogleich die Consequenzen des Geschehenen, sondern auch den Eindruck, den diese traurige Geschichte auf den Charakter Maria's machen mußte. — Sie erinnerte sich zugleich, daß Fontenay in jener Unterredung, welche sie nach ihrer ersten Begegnung im Walde über das Wohl und Wehe von Maria und Weidner gehabt, ihr beruhigende Zusicherungen gegeben hatte. Sie war daher um so mehr erstaunt, daß die Sache nun doch einen solchen Ausgang genommen hatte.

Kaum hatte Maria geendet, als der Rheder, ein Zeitungsblatt in der Hand, in das Zimmer trat. — Sein Gesicht war geröthet, sein Auge funkelte in unheimlicher Wuth — er warf das Blatt auf den Tisch.

„Lies!“ herrschte er Maria zu.

„Verschone mich Onkel, ich bin nicht in der Stimmung, jetzt ohne Noth zu lesen.“

„Nun dann haben Sie vielleicht die Güte mein Fräulein und theilen den Inhalt dieses kleinen Artikels jener zartnervigen Dame mit.“

Charita nahm das Blatt in die Hand und warf einen Blick hinein. — „Abscheulich!“ rief sie und legte dasselbe wieder auf den Tisch.

„Es scheint, als ob ich den Vorleser würde machen müssen,“ sagte Herr Hall mit bebender Stimme. „Passen Sie hübsch auf meine Damen, damit Sie nichts aus dem Artikel verlieren mögen.“

„Wir erhalten von unserem Correspondenten,“ las der Rheder, „aus der feinen Welt eine Nachricht, für deren Richtigkeit wir uns verbürgen. In einem kleinen eleganten Bade in der Nähe unserer Hauptstadt, in welchem sich neben anderen gewöhnlichen Menschenkindern auch ein Contingent der haute volée und haute finance während der Sommersaison zu versammeln pflegt, fand gestern in früher Morgenstunde ein blutiges Duell zwischen einem preußischen Herrn und dem Lieutenant von St. statt. Letzterer wurde durch die Brust geschossen und soll schon verschieden sein. Ueber die Ursache des Duells kursiren verschiedene Gerüchte. Nach einer Version haben politische Zerwürfnisse dasselbe herbeigeführt. Herr W., der übrigens preußischer Landwehroffizier ist, ein Stockpreuße und wüthender Bismärcker, soll sich

in unpassender Weise über unser Fürstenhaus geäußert haben, worüber es zum Conflict mit Herrn von St. gekommen. Nach einer anderen Lesart — und sie ist die wahrscheinlichere — ist ein sehr schönes, junges Mädchen aus einer angesehenen Familie einer nordischen Seestadt die Ursache. Dieselbe Dame ist die Verlobte eines älteren Kaufherrn aus eben jener Stadt, und man will wissen, jeder der beiden Duellanten hätte sich für den Begünstigten gehalten, so daß die Eifersucht Beider der eigentliche Grund der gegenseitigen Gereiztheit gewesen sei. — Welchen tiefen Blick gewährt ein solches Ereigniß in das Getreibe derjenigen Stände, die sich mit Stolz die höheren nennen! Sollte die beau-monde hier nicht mit demi-monde auf ein Haar verwechselt werden können? Schließlich wird uns noch mitgetheilt, daß Herr von St., unser Landsmann, in die Luft gefeuert, der Preuße ihn aber dessenungeachtet mit wahrhaft diabolischer Ruhe niedergestreckt habe. — Ja allerdings, das lernen die Preußen unter Bismarck mehr als je! Ob dies aber den Interessen der Menschheit und der Freiheit des deutschen Volkes dienen mag? Wir bezweifeln es!"

Maria war bleich geworden, ihre zitternden Kniee hatten

ihr versagt, und sie hatte sich auf das Sopha setzen müssen.

Charita aber stand, obgleich mit fliegendem Athem und blassem Gesicht, hoch aufgerichtet, den edelsten Unwillen in den Zügen, dem Rheder gegenüber.

„Nun Maria," brach derselbe nach einer minutenlangen Pause los, „was sagst Du dazu? Herrliche Dinge! Der Name Hall in einem Winkelblatt geschändet! — Durch wen? Durch den, der Dich zu lieben vorgiebt, durch den Tugendhelden, dessen Mund zwar nur die Wahrheit spricht, dessen Herz aber weit genug ist, um zwei Damen zugleich zu fassen. — Doch wohin verirre ich mich — vor einer Fremden — —"

„Ich bin Maria nicht fremd, Herr Hall," sagte Charita mit bebender Stimme, aber mit ruhiger Würde, welche dem Rheder einigermaßen zu imponiren schien.

„Jedenfalls ist Ihre Freundschaft noch eine kurze, mein Fräulein," antwortete derselbe.

Es entstand abermals eine verlegene Pause. —

„Und sollten Sie wirklich, Herr Hall, an die Lügen glauben, die in diesem Blatte stehen?" begann Charita wieder.

„Der Zweikampf hat stattgefunden, mein Fräulein,

und warum sollte die Ursache desselben, soweit es die Absichten der beiden Herren anbelangt, nicht ebenso richtig sein, als dies Factum?"

„Es ist eine Lüge, sage ich Ihnen," fuhr Charita lebhaft fort, indem ihr Gesicht sich wieder leise röthete und ihre Augen einen eigenthümlichen Glanz annahmen, „es ist eine Lüge!"

„Leicht behauptet, aber schwer bewiesen, mein Fräulein."

„Sie glauben es nicht, sie glauben es selbst nicht, was dort steht, Herr Hall! Niemand hat Veranlassung gegeben zu dieser abscheulichen Schreiberei, am allerwenigsten sicherlich Herr Weidner —"

„Sieh' da, Sie nehmen ja ganz erstaunlich Partei für die preußischen Herren! Warten Sie, wenn Sie Ihren Landsleuten wieder einmal einen Besuch im Norden abstatten werden, sind sie vielleicht weniger entzückt!"

„Was kümmert mich hier der Haß der Nationen? Weichen Sie nicht aus, Herr Hall! Weder Weidner, noch Ihr Fräulein Braut trägt die mindeste Schuld."

„Gewiß glaube ich das Letztere," erwiederte der Rheder schneidend — „aber daß Wünsche, Neigungen Seitens der beiden jungen Herren, — vielleicht Aeuße-

rungen derselben vorliegen, das glaube ich allerdings — ja allerdings. Jener Mann mit seinem heftigen, leidenschaftlichen Wesen ist die Ursache, daß unsere Familie durch ein Sudelblatt bloßgestellt ist. — Was daraus folgt für Dich, Maria — Du mußt meinen Willen errathen!" —

Maria's volle dunkelblonde Haarflechten hatten sich aufgelöst, sie rang die Hände und hob die thränengefüllten Augen nach oben. Wie ein Madonnabild erschien sie Charita in diesem Moment; wie das Bild einer Madonna mit dem Schwert des Schmerzes im Herzen — leider nur wie ein Bild.

„Kann ich überzeugt sein?" murmelte sie leise, während Hall sie kalt und nichtachtend betrachtete.

„Die Ueberzeugung mußt Du wohl haben, Maria, daß Weidner sich vor meiner Ankunft Edith zu nähern suchte. Erinnere Dich daran! Im Uebrigen thu' was Du willst! Ich thue, was mir die Pflicht befiehlt, um die Ehre der Familie zu retten."

Der Rheder verließ das Zimmer, in welchem eine bange, bange Stille, nur unterbrochen von den tiefen, schnellen Athemzügen Charita's und Maria's leisem Weinen eintrat. —

Charita zweifelte nicht, daß hier ein Bubenstück

vorlag, aber sie konnte die Fäden des Gewebes nicht entdecken. Den sich vor Augen stellenden Thatsachen gegenüber, mußte sie sich darauf beschränken, Maria mehr Trösterin als Rathgeberin zu sein. — Aber lange ertönte ihre melodische Stimme vergebens. Eine gänzliche Resignation, ein vollständiges Aufgeben aller Hoffnungen waren in Maria's Wesen und Antworten ausgesprochen.

13. Kapitel.

Weiteres Gesumm der „Hummel".

Fast zu gleicher Zeit mit der eben geschilderten Scene fiel Weidner am Lesetisch auf der Terrasse der Artikel der „Hummel" in die Hand. Alles Blut strömte ihm bei den Bemerkungen am Schluß desselben zum Herzen. Bleich, mit zusammengepreßten Lippen, reichte er seinem Freunde das Blatt, der es mit seiner gewöhnlichen Ruhe las und nachdenklich wieder auf den Tisch legte.

„Erräthst Du den Schreiber?" fragte Weidner, des Freundes Arm fassend und in seiner Bewegung heftig pressend.

„Gewiß," erwiederte dieser, „aber Ruhe Freund, Ruhe!"

„Ruhe," knirschte Weidner zwischen den Zähnen hervor, „ein schönes Wort fürwahr! Das lesen und

Ruhe! Laß mich! Ich will das Blut dieses Giftmischers, ich will ihm seine Niederträchtigkeit in den Hals zurückschleudern, daß kein Hund einen Bissen Brot von ihm nehmen soll."

„Das thut ein verständiger Hund schon lange nicht mehr!" sagte Fontenay, den Aufstehenden mit unwiderstehlicher Gewalt wieder auf seinen Sitz zurückziehend. „Es sind Blicke auf uns gerichtet. Keine Uebereilung, Max! Nur Ruhe und kühle Ueberlegung können uns hier herausziehen."

„Ruhe!" wiederholte Weidner, „aber wahrhaftig, guter Fontenay verzeih' mir, Du bist der Sache müde! Du hast so viel Unruhe, so viel des Traurigen mit mir erlebt, Du kannst nicht mit mir Schritt halten, mit dem, was ich fühle. Ich verdenke es Dir nicht!"

Weidner's Gesicht hatte, während er sprach, einen ungewohnten Ausdruck der Bitterkeit und der Gereiztheit angenommen.

Fontenay ließ seine Hand auf Weidner's Arm fallen und blickte ihm fest in die Augen. Ernst und ruhig war sein Gesicht. Kein Wort kam über seine Lippen, und doch fühlte sich Weidner zugleich von der

Macht dieser Hand und dieses ruhigen Blickes gebannt, welchen Fontenay auf ihn heftete. —

Es trat eine Pause ein. Weidner's Blick senkte sich auf die Tischplatte. Der Ausdruck der bittersten Gereiztheit verwandelte sich in den des Unmuths und endlich der tiefsten Beschämung. So saßen sie eine Minute. — Dann stand Fontenay ruhig auf und sagte: „Wollen wir einen Gang in den Wald machen?"

Weidner erwiederte kein Wort. Er folgte dem Freunde langsam, wie ein beschämtes Kind. — So gelangten sie bis unter die ersten Bäume. Der Waldweg war leer.

„Ich wollte Dir nur hier ungestört von Anderen sagen, was in dieser Sache meiner Ansicht nach zu thun ist," begann Fontenay mit einer Stimme, der man nicht die mindeste Erregung anmerkte. „Ich werde nach der Hauptstadt reisen, Max, und Nachforschung halten." —

Weidner blieb stehen, er hob den Blick, den er auf den Boden geheftet hatte, langsam empor. Dann zuckte seine Hand dem Freunde entgegen: „Vergieb mir, Fontenay!"

„Was denn mein Junge?" fragte dieser, sich eine

Cigarrette mit der gleichgültigsten Miene der Welt anzündend.

Doch als er Weidner noch immer in bittender Stellung mit der ausgestreckten Hand vor sich stehen sah, da veränderten sich diese edlen Züge, da erglänzte das dunkle Auge vom Strahl der Neigung zum Freunde seiner Jugend und fast hastig ergriff er die Hand und rief: „Ist denn das der Rede werth?“

„O Fontenay,“ rief Weidner, „ich bin undankbar gewesen, daß ich mir an Deiner Freundschaft nicht genug sein ließ. Nie hab' ich so gefühlt, wie hoch Du über mir stehst!“

„Siehst Du, wieder etwas exaltirt, Max! Ich stehe über Dir ein wenig in dem Theile unseres Daseins, den man das Blut und die Nerven nennt. — Dort aber Max, wo das Höhere sitzt, da müßtest Du mein Lehrer sein. Doch kein Wort mehr Max! Komm auf Dein Zimmer, wir besprechen dann in Ruhe die Sache. Bedenke vor Allem, daß Dir jeder Beweis fehlt, um irgend jemanden als Verfasser zu bezeichnen.“ —

Sie gingen dem Hause zu. Kurz vor demselben begegnete ihnen ein Mann im Anfang der dreißiger Jahre, ein etwas bleiches Gesicht von dunklem Voll-

bart umrahmt; kluge Augen blitzten sie durch eine Brille an. — Der Herr hielt ein Journal in der Hand. Als Fontenay und Weidner vorbeigingen, blieb er stehen und sah ihnen nach. Wie von einem plötzlichen Entschlusse getrieben, setzte er sich plötzlich in Bewegung und redete die Freunde an.

„Um Vergebung, meine Herren," begann er mit einiger Verlegenheit — „ich, ich habe so eben diesen Artikel gelesen."

„Lernen Sie ihn auswen —" fuhr Weidner auf, verschluckte jedoch, des Freundes Blick begegnend, die letzte Silbe.

„Und was beliebt in Folge dessen mein Herr?" frug Fontenay ruhig, aber noch ungewiß über die Absicht, den Herrn von oben bis unten musternd.

„Nichts weiter, als Ihnen dies zu sagen, meine Herren: neben meinem Berufe als Arzt bin ich auch ein wenig Journalist und trete gern für die Ehre der Presse ein; deshalb meine Herren, rathe ich — Nichts thun gegen diese Bande hier" — auf das Journal schlagend — „Nichts direct. Entweder so" — der Herr machte die Bewegung des Zählens — „oder Sie wenden sich an eine große, anständige Redaction. Verzeihen Sie meine Aufdringlichkeit meine Herren, aber ich bin ein

erbitterter Gegner dieses Plebs der Presse, der entweder vom Skandal oder von der Dummheit ihrer Mitmenschen lebt. — Daher meine Theilnahme. Kann ich helfen, hier meine Karte."

Fontenay las: „Doctor Vormann."

„Wir danken sehr für den guten Rath, mein Herr Doctor," sagte Fontenay mit jener feinen Höflichkeit, welche ihm so oft die Herzen sogleich gewann. „Ihr Rath war der eines Gentleman."

Der Doctor zog seinen Hut, machte eine etwas linkische Verbeugung und empfahl sich, nachdem ihm Fontenay seine eigene Karte gegeben hatte. — Weidner hatte nach der Unterbrechung seiner ersten Erwiederung kein Wort gesprochen. Beide gingen nach dem Schweizerhäuschen und traten in ihr Zimmer ein.

In diesem Augenblick flog etwas Weißes durch das Fenster und in der Mitte der Stube nieder. Muck hatte es sofort gefaßt und brachte es seinem Herrn. „Von Maria etwa?" rief Weidner.

„Nein," antwortete Fontenay, Charita's Handschrift erkennend, „denn es ist an mich."

Charita's Briefchen lautete: Mein Freund! Große Verwirrung überall hier oben, in Folge des Duells

und abscheulichen Artikels. Aufklärung und Gegenschritte dringend nöthig.

6/8. 63. Charita.

„Dies bestärkt mich in meinen Entschlüssen," sagte Fontenay, das Briefchen faltend und einsteckend, ohne es Weidner zu zeigen. „Nur Muth, Max, Du hast eine herrliche Alliirte!"

Eine halbe Stunde später stieg Fontenay rüstig zur Jägerei hinauf, während die „Hummel" lustig durch Herzogenbad schwirrte und die Gemüther und Zungen der ganzen Badegesellschaft und zwar sowohl der Gesellschaft A. wie B. in die furchtbarste Bewegung setzte.

Die Schnabbers und Fräulein Lerchenfeldt, der Kanzleirath und der Professor, die Dresdner Schneidersfrau und der Frankfurter Jüngling, alle besprachen das Ereigniß des Artikels in ihrer Weise. Alle kamen darin überein, sich gegenseitig einzugestehen, daß sie schon lange etwas von der furchtbaren Eifersucht beider Herren gewußt hätten, und daß die Schuld der Dame nunmehr auch erwiesen sei. Nur der Professor bemerkte schüchtern, er habe in ihrem Benehmen nie etwas Schlimmes finden können, worauf Fräulein Schnabber spitz erwiederte: Sie glaube es wohl; die

Tiefen eines weiblichen Herzens seien nicht so leicht zu erforschen wie ein vandalischer Grabhügel. —

Der Rheder war heftig erregt — eine Sache, die ihm nicht häufig passirte. Um Weidner von Maria los zu reißen, wäre ihm zwar Alles das ziemlich recht gewesen — die Wahl der Mittel beunruhigte ihn nicht. Auch war er überzeugt, daß Weidner seit Edith's Verlobung sich ihr in keiner Weise mehr genähert habe — aber Steinach? Hatte in Bezug auf den Gegner Weidner's, der Schreiber jenes Artikels, nicht doch am Ende ein wenig Recht?

Eine Regung von Eifersucht ging wirklich und wahrhaftig durch das Gemüth des Rheders. Seit es die Umstände gefügt hatten, daß er eine Verbindung mit Edith Hall in's Auge faßte, war ihm der Gedanke auch gekommen, sich in dem Besitz des jungen Mädchens, trotz seines vorgerückten Alters, für früher Versäumtes schadlos zu halten. — Eine etwaige schonende Behandlung der jungen Blüthe lag ihm fern. Es war die Neigung eines Pascha, die er ihr entgegentrug — nichts weiter. —

Aber auch ein solcher kann eifersüchtig sein, und es kam dem Rheder vor, als treibe es ihn dazu, eine Probe zu machen, ob Edith Hall denn wirklich seine

Braut sei. — — Denn bisher hatte er noch niemals gewagt, ihre Lippen zu berühren — — seine Zärtlichkeit zu seiner Braut trug bis dahin einen onkelhaften Charakter.

Ein Mittel, die ganze Lage schnell zu ändern, besaß er nicht. Abreisen ohne Frau Hall, Maria und Weidner allein lassen, mit dieser — das ging nicht an. Edith fortschicken — sah nach Rückzug aus; er wollte es nicht. So blieb ihm nichts übrig, als zu bleiben und auszuharren.

Die Nacht sank herab — sie vermehrte nur die Qual von Weidner und Maria, welche sich so nahe wußten und doch nicht im Stande waren, sich ein einziges Wort der Verständigung zu sagen.

Charita wachte fast die ganze Nacht. — Sie dachte an Weidner und Maria — aber auch noch ein anderes Bild trat ihr stets vor Augen. Sie versuchte es zu bannen, aber immer wieder drängte es sich in den Vordergrund mit siegender Gewalt, als sei dort sein Platz. Und so nahm sie es in den Schlaf mit hinüber, als schon das Morgenroth dämmerte.

14. Kapitel.

Der Brief.

„Mein letzter Brief an Max Weidner ist fort!“ lautete Maria's tonlose Antwort, als Charita am nächsten Morgen zu ihr eintrat und sie mit leiser Stimme nach ihrem Ergehen frug. — Charita stand erstarrt. Es war ihr nicht möglich, diese Handlungsweise zu fassen; auch suchte sie vergebens nach einem Motiv.

Nach einem Schweigen von fast einer Minute wendete sie sich unwillkürlich ab.

„Oh verlaß mich nicht, theure Charita,“ rief die arme Maria angstvoll und schmiegte sich an sie, ihre Hände fassend, „verlaß mich nicht — ich habe jetzt nur noch Dich!“

„Nein, nein, meine liebe Maria, meine arme theure Schwester, gewiß nicht!“ rief Charita und

drückte den Kopf mit den herrlichen dunkelblonden Haaren an sich. — —

„Es ist Gottes Fügung, ich sehe seine Hand deutlich," begann Maria wieder mit gebrochener Stimme, „es soll nicht sein. — Der Zustand meiner Mutter hat sich sehr verschlimmert — sie ist in großer Gefahr; Max Weidner hat ein Menschenleben auf dem Gewissen! Ach Charita, ich las nach langem Kampfe heute Nacht in der Bibel und da wurden mir Gottes Schickungen klar. Es gilt zu entsagen und es ist meine Pflicht. — Ich schrieb den Brief auf der Stelle und schickte ihn fort. — Und dann Charita, noch eins! Bestätigt denn nicht Alles meinen Verdacht, daß er doch noch für Edith — —"

Charita machte eine Geberde des Unwillens. — Es klopfte. Die Kammerjungfer trat ein.

„Miß Maria verzeihen," sagte die kleine Engländerin, „es ist ein Herr draußen, der Sie zu sprechen wünscht."

Maria zuckte zusammen. „Er ist es," flüsterte sie angstvoll Charita zu, „es ist Weidner, er hat meinen Brief."

„Wer ist der Herr?" frug Charita die Zofe.

„Der schöne preußische Offizier, der immer mit

Herrn Weidner geht," erwiederte das Mädchen, „er sagt, daß er Miß Maria sprechen müsse auf jeden Fall. Daß —"

„Lassen Sie ihn eintreten, schnell!" rief Charita.

„Aber Charita!" — Dieser Ausruf war kaum über Maria's Lippen, als Fontenay schon auf der Schwelle erschien.

„Ihre Ueberraschung ist gerechtfertigt, meine Damen," sagte Fontenay mit ruhiger, sicherer Stimme, nachdem die Kammerjungfer sich zurückgezogen hatte, „ich fehle gegen Form und Sitte, aber es giebt Augenblicke, wo man der Sache wegen in der Form fehlen muß. Ich habe Ihnen, mein gnädiges Fräulein, Mittheilungen zu machen."

„Aber mein Herr, ich kann Sie hier nicht anhören," rief Maria sehr betreten. „Im Nebenzimmer liegt meine Mutter gefährlich krank. Wenn Sie mein Onkel hier trifft, so haben Sie Beleidigungen zu erwarten."

„Ich weiß es und dennoch bitte und beschwöre ich Sie, mich anzuhören. Fräulein Indenborg ist Zeuge unserer Unterredung." — Fontenay sprach mit leiser, aber mit nachdrücklicher und überredender Stimme. — In Haltung und Wesen bewahrte er die ihn gewöhn-

lich auszeichnende elegante Ungezwungenheit und Ruhe auch in dieser ungewöhnlichen Lage.

„Höre Herrn von Fontenay an, Maria,“ rief nun Charita, „aber nur beeilen Sie sich ein wenig mein Herr, damit nicht Jemand —“

„Die ganze Gesellschaft ist auf der Terrasse, das Haus ist leer in diesem Augenblick,“ erwiederte Fontenay ruhig lächelnd, — „ich habe wohl einige Minuten für das, was ich nothwendig sagen muß. — Seit gestern schon ist Aufklärung dringend nöthig, die Gerüchte, — der Artikel eines Winkelblattes, dessen Verfasser ich zu errathen glaube — die Lügen, welche derselbe verbreitet —“

„Lügen, da hörst Du's, Maria!“ rief Charita eifrig. —

„Hören Sie die Wahrheit,“ fuhr Fontenay fort. „Zuerst, Steinach ist nicht todt. Seit gestern Abend sogar außer Gefahr.“ —

„Ist's möglich? Himmel, ich danke Dir,“ rief Maria, die Hände faltend und die schönen Augen zum Himmel erhebend. „Ach, Herr von Fontenay, seien Sie gesegnet für diese Nachricht!“

„Ich komme nun zu dem Motiv dieses Duells, denn seitdem gestern jener elende Artikel erschien“ — —

er warf die „Hummel" mit einer unnachahmlichen Geberde der Verachtung, die ihm wunderbar gut stand, auf den Tisch — „beschäftigen sich ohne Zweifel alle Klatschschwestern beider Geschlechter hier am Ort mit demselben. Ich erkläre das hier erwähnte Motiv also einfach für eine der gewöhnlichsten Lügen, die je die Spalten eines Winkelblattes beschmutzt haben. — Doch sicherlich ist es überflüssig, dabei zu verweilen," setzte Fontenay nach einer kurzen Pause mit einem feinen Lächeln hinzu, „denn Sie sind ja überzeugt, meine Gnädigste, daß Niemand in der Welt Sie mehr als der brave ehrliche Bursche zu lieben vermag."

Wenn sich neben dem Ton der wahrsten Ueberzeugung ein so sicheres und selbstbewußtes Wesen zeigt, dann wiegen Worte und Versicherungen doppelt schwer.

Maria stand erschüttert. Charita war freudig bewegt; ein leises Neigen des Kopfes und ein Blick der großen blauen Augen ermunterten ihn fortzufahren.

„Die Zeit drängt, meine Damen," begann Fontenay wieder, „sonst erzählte ich Ihnen mehr. Gestern war ich in der Hauptstadt, um vereint mit dem Sekundanten des Verwundeten sogleich etwas gegen jenen Artikel zu thun. — Ich war bei dem Vater des Herrn von Steinach, einem sehr einflußreichen Manne, dem gerade

auch das untergelegte Motiv zum Duell sehr unangenehm war. Er wollte, wie er sagte, die Sache durchaus todt machen, was in der kleinen Hauptstadt leichter zu sein scheint, als bei uns. Er that sogleich die nöthigen Schritte, — ja er fuhr sogar zum Premierminister dieses Ländchens. — In einem der gelesensten Journale wird eine kurze Notiz erscheinen, welche die Hummel mit ihrer Nachricht so viel als möglich blamiren soll. — Ein gerichtliches Einschreiten soll wo möglich gegen beide Parteien vermieden werden. — Das ist Alles, was geschehen konnte, um zu repariren, was möglich war. — Mit der Redaction des Blättchens selbst hat man nicht unterhandelt."

„Und das Alles thun Sie für Ihren Freund!" rief Charita, „Unannehmlichkeiten, Mühseligkeiten — Nichts ist Ihnen zu schwer!"

Fontenay machte eine abwehrende Bewegung. — Maria stand sinnend und schwankend. Plötzlich wendete sie sich schüchtern zu Charita. „Aber, wenn man diesem Herrn so glauben soll, weshalb sagt er selbst nicht stets die Wahrheit? Sagte er Dir nicht vor zwei Tagen, Alles sei beigelegt, und war nicht am nächsten Tage jener unglückliche Kampf?"

„Ja, das ist wahr," sagte Charita, ebenfalls

ernster werdend, „warum sagten Sie mir das, Herr von Fontenay?“

„Sehr einfach, mein Fräulein! Weil ich nicht die volle Wahrheit sagen konnte und durfte, antwortete ich ausweichend. Von dieser Angelegenheit durfte keiner der Betheiligten sprechen, ohne die Erlaubniß des Anderen.“

Der Grund war einleuchtend, aber dennoch stand Maria noch immer mit sich kämpfend, wechselnde Gefühle im Herzen — wie denn das Mißtrauen überhaupt, ein Mal erwacht in schwachen Charakteren, wie ein unrottbares Unkraut oft die süßesten und lieblichsten Blüthen des Herzens überwuchert und erstickt.

Sie drückte die Hände gegen die Brust und schwieg. Fontenay schaute sie fest an, als wenn er auf den Grund ihrer Seele hätte sehen wollen.

„Sie antworten mir nicht?“ fuhr er fort, „Sie entlasten meinen Freund nicht von den Sorgen, die von allen Seiten auf ihn einstürmen?“

„Wenn Sie ermessen könnten, Herr von Fontenay, wie meine Lage ist — die eines bevormundeten Mädchens, während Ihr Freund ein freier Mann ist — haben Sie Mitleid mit mir und meinem Urtheil. Edith ist schön — Weidner gefiel ihr von

Anfang an; sie ist nicht nur schön, sie ist klug und entschlossen — noch ein Mal, haben Sie Mitleid, ich kann es Ihnen nicht sagen, was mich bewegt."

„Hierauf war ich allerdings nicht gefaßt, mein gnädiges Fräulein! Dann ist es freilich besser, ich überlasse Sie Ihrem eigenen Nachdenken. Ohne Zweifel werden Sie sich binnen Kurzem selbst sagen, daß ein junges Mädchen gar nicht berechtigt ist, an einem braven Manne zu zweifeln, weil eine — „Hummel" irgend etwas in die Welt hinein summt."

Fontenay sprach diese Worte mit der größten Höflichkeit in Ton und Ausdruck, machte aber zugleich eine Bewegung nach der Thür, welche sich vor ihm öffnete. — Edith erschien auf der Schwelle und trat sogleich ein.

Als sie den jungen Offizier erblickte, richtete sich ihr Auge fragend auf Maria und Charita.

„Das muß wohl ein ganz ungewöhnlicher Umstand sein, der Ihr Hiersein und Ihren Empfang durch meine Cousine veranlaßt, Herr von Fontenay?" sagte sie kalt und ruhig, aber mit einem leisen Anflug von Spott. —

„Ich kam, um Fräulein Maria Hall Aufklärung über ein trauriges Ereigniß —"

„Sie sprechen von der Pistolenaffaire?“ unterbrach Edith in einem Tone, als wenn von einem beliebigen Theaterstück die Rede gewesen wäre. „Sie haben ja wohl sekundirt? Erzählen Sie uns doch etwas davon!“

„Leider war ich zum Sekundiren genöthigt,“ erwiederte Fontenay ernst und nachdrücklich, „wie mein Freund zum Duell. Im Uebrigen habe ich nicht die Gewohnheit, Beschreibungen über solche Dinge zu liefern, mein gnädiges Fräulein. Man lehrte mich immer, daß ein Kavalier wohl dergleichen thut, aber nie davon spricht. Aber darum handelt es sich jetzt auch nicht; nur die außergewöhnlichsten Verhältnisse konnten mich zwingen, mich hier einzudrängen. Sie aber kommen hier gerade wie gerufen, um den Knoten zu entwirren. Wollen Sie die Gnade haben, diesen Artikel zu lesen und mir dann zu erlauben, Ihnen eine Frage zu stellen?“

Edith hatte das Blatt in die Hand genommen und las. Es war natürlich, daß sich Aller Augen auf sie richteten, trotzdem behielt sie ihren gleichgültigen Ausdruck bei und nur bei dem Schlußsatz färbte ein flüchtiges Roth die bleichen Wangen. — Langsam faltete sie das Blatt und legte es auf den Tisch.

„Ich glaubte bisher, die preußischen Herren Offiziere seien galant," bemerkte sie, „aber ist es galant, einer Dame so etwas vor die Augen zu bringen?"

Und sie wandte sich zu Fontenay.

„Ich möchte Sie auf meinen Knieen um Verzeihung bitten," erwiederte Fontenay, sich tief vor dem schönen Mädchen verbeugend, „aber ich konnte nicht anders. Es gilt das Glück, die Ruhe meines Freundes, des mir zunächststehenden Menschen auf der ganzen Welt. Es gilt das Glück zweier Menschen, und deshalb wage ich es, Sie flehentlich zu bitten, mir eine Frage in Gegenwart von Fräulein Maria Hall zu beantworten."

„Eine Frage mein Herr? Hoffentlich nicht in Bezug auf dies geschriebene Zeug da? Die Absicht liest man ja zwischen den Zeilen."

Und als sie diese Worte wohl mit tiefer Bitterkeit im Ton, aber mit Selbstbeherrschung und Würde sagte, da flammte es abermals in Fontenay hell auf: Diese da mußte es sein. Sie hätte Weidner geliebt und wäre sein Weib geworden. Diese, nicht das schüchterne Mädchen neben ihr, das sich jedem Sturme beugt. — —

Er stand einen Augenblick in Gedanken verloren. — Dann fuhr er fort.

„Die Sache ist Ihnen gleichgültig, Sie halten sie nicht der Rede werth, um so eher können Sie mir Antwort geben auf meine Frage, zu der ich in diesem Augenblicke fast ein Recht zu haben glaube. — Hat Weidner seit Ihrer Verlobung Veranlassung gegeben, um auch nur einen Buchstaben dieses Artikels wahr erscheinen zu lassen?“

Edith erbleichte. — Maria machte Fontenay ein bittendes Zeichen, weil sie, sich Edith's Leidenschaft für Weidner bewußt, einen Ausbruch aller in ihrem Innern begrabenen Gefühle erwartete. Doch Edith erwiederte gebieterisch: „Gieb Dir keine Mühe, Maria, ich will antworten, weil es mir so beliebt, und um diesen Herrn endlich zu beruhigen.“

Sie wendete sich zu Fontenay. Spannung und Bangigkeit malte sich auf den Gesichtern. —

„Ihr Freund hat seit meiner Verlobung weder etwas gethan, noch geäußert, was geeignet gewesen wäre, den geringsten Anlaß zu einem Conflict meinetwegen zu geben —“ sagte sie langsam und ruhig. „Aber auch Herr von Steinach hat es nicht!“ setzte sie schnell hinzu. Sie erröthete nicht, ihr Herz schlug

nicht schneller, als sie der Wahrheit über Weidner diese Lüge über den Anderen hinzufügte.

„Haben Sie Dank im Namen Weidner's," rief Fontenay lebhaft, „wenn ich doch wüßte, womit ich Ihnen meinen Dank beweisen könnte!"

„Es ist nicht nöthig, Herr von Fontenay," erwiederte Edith, und ihre Stimme bebte, „ich wünschte nur auch ein Mal in meinem Leben einen Menschen zu haben, der mir das wäre, was Sie Herrn Weidner sind."

„Den hast Du, wenn Du es nur willst, Edith," rief Maria in innigem Ton, „ich will Dir Alles sein, denn Du bist gut und edelmüthig!"

Edith machte eine abwehrende, fast höhnische Bewegung. „Armes Ding," murmelte sie leise, „auf wie lange denn?"

Und dann setzte sie laut hinzu — „Es war von mir ein thörichter Wunsch, Maria, denn kann man denn noch Gefühle für jemand Anderen haben, wenn man verlobt ist?" — und mit immer steigender Erregung fuhr sie fort — „dann hängt man nur an einem Gegenstande. So geht es mir!"

Ein kurzes, nervöses Gelächter begleitete ihre letzten Worte, welches die Anwesenden peinlich, ja grauenvoll

berührte. — Ihr Gesicht veränderte sich plötzlich — sie wendete sich schnell ab und verließ hastig das Zimmer. Die Zurückbleibenden hatten alle drei mehr oder weniger Verständniß der von Edith bewiesenen Selbstüberwindung und des unglückseligen Geisteszustandes, in welchen sie durch die Verlobung mit dem Rheder schließlich versetzt worden war. — Maria stand mit glühenden Wangen und heruntergeschlagenen Augen mitten im Zimmer. —

„Was sagen Sie nun mein Fräulein? Haben Ihre Zweifel nach diesem Zeugniß ein Ende?" frug endlich Fontenay.

„Grüßen Sie Weidner," brach es aus Maria heraus, „Gott weiß, wie ich ihm abbitte, was ich Böses von ihm gedacht — Sagen Sie ihm — —"

„Und der Brief, Maria, der Brief!" rief Charita plötzlich.

Maria wurde todtenbleich. —

„Der Brief von heute, ja Du hast Recht, Charita! Der Brief! Es ist zu spät, er hat den Brief!" Und sie barg das Gesicht in den Händen und wandte sich ab.

„Von welchem Briefe sprechen Sie, mein Fräulein?" frug Fontenay kaltblütig. „Vielleicht von diesem

hier?" — Er zog einen schmalen gesiegelten Brief aus seiner Brusttasche.

Charita stieß einen Schrei aus.

„Ich bin ein komischer Freund, ich nehme sogar Briefe für Weidner in Empfang, doch that ich dies nur, um ihm denselben später zu übergeben. Ich traf den kleinen Robert vor einer halben Stunde und nahm ihm den Brief ab; das Kind war so unruhig und ängstlich, da erst neulich ihm ein kleiner Zettel an Sie abgenommen wurde —"

„Sie haben den Brief," rief Maria, fast mit Heftigkeit zu Fontenay sich wendend und ihm den Brief entreißend, „und das Siegel unverletzt!"

Und mit vor Freude leuchtenden Augen zeigte Maria ihrer Freundin denselben Brief, den sie vor zwei Stunden in Kleinmuth und düsterem Glauben an ein vom Himmel verhängtes, unabänderliches Geschick abgesandt und längst in Weidner's Händen vermuthet hatte. — —

„Ich ziehe mich nun zurück, so schnell ich kann, darf ich mir den Brief wieder ausbitten?" sagte Fontenay etwas boshaft.

Maria ließ die Hand mit dem Briefe sinken und schlug die Augen verwirrt nieder.

„Meine Freundin hat das Allerwichtigste in diesem Briefe vergessen," rief Charita, strahlend über die Entwickelung dieser Angelegenheit. „Sie muß es hinzusetzen, ich gebe Ihnen Nachmittag den Brief wieder, doch nun gehen Sie schnell, ehe der Feind anrückt."

„Ich gehe nun und überbringe also an Weidner?"

„Einen herzlichen Gruß und diesen Handschlag, Herr von Fontenay," antwortete Maria. —

Fontenay führte die kleine Hand trotz allen Widerstrebens zum Munde. — „Schutz- und Trutzbündniß!" rief Fontenay. „Auf Wiedersehen, meine Damen!" Fontenay's Blick richtete sich fragend auf Charita, deren Auge ihm ernst und dankend sagte: So war es gut! — — Er öffnete die Thüre, sah sich vorsichtig um und war verschwunden, die erröthenden Mädchen sich selbst überlassend, welche sich in die Arme fielen und so innig küßten, als wenn jede der anderen ein geliebter Bräutigam gewesen wäre.

15. Kapitel.

Andere Strömung.

„Nun habe ich eine Schlacht gewonnen, aber ist es nicht ein Pyrrhussieg?“ sagte sich Fontenay, als er das Zimmer verlassen hatte, und die erste freudige Erregung über den errungenen Erfolg vorüber war.

Er hatte am frühen Morgen ankommend, als er den kleinen Robert mit dem Briefe traf und von ihm erfahren hatte, daß Maria erst nach heftigem Weinen ihm denselben übergeben hatte, sich sogleich zu dem Schritt, der ihm so gut gelungen war, entschlossen, um irgend einen verderblichen Entschluß Maria's rückgängig zu machen. — Jetzt aber nach dem Erfolg frug er sich, ob er Recht gethan habe mit energischer Hand in das Schicksal Weidner's also einzugreifen? Und welchen tiefen Einblick hatte er hierbei in den Charakter Maria's gethan, die er zwar voll Verstand

und Gemüth aber zugleich auch voll Schwäche und Wankelmuth gefunden hatte?

Wenn er auch die Briefangelegenheit als zwischen Maria, Charita und sich selbst begraben ansah, so frug er sich doch, ob er nicht Weidner seine Zweifel über Maria's Willenskraft und Charakterstärke mittheilen müßte.

Freilich — wie er seinen Freund kannte, die leidenschaftliche Energie seines Charakters, erschien ihm eine solche Auseinandersetzung ganz unfruchtbar, und er war sich doppelt der Pflicht bewußt, ihn in diesem Kampfe auch ferner nicht allein zu lassen.

Noch war er mit sich selbst nicht im Klaren, als Weidner schon vor ihm stand und ihn hastig in sein Schweizerhäuschen zog.

Nachdem er ihm seine Erfolge in der Landeshauptstadt mitgetheilt, erzählte er ihm seinen kühnen Schritt bei Maria — mit Auslassung der Briefepisode — und dessen Erfolg, und als er die Freude hierüber in Weidner's Augen blitzen sah, und dieser dankend seine Hand ergriff, da wurde er abermals inne, wie sehr die Liebe zu Maria den Freund ganz und gar in Besitz genommen hatte, wie sie ein Theil seines Lebens war.

Als nun Weidner den Antheil des Freundes an

der glücklichen Entwickelung, den dieser allerdings selbst bescheiden genug vorgetragen hatte, unterschätzend, Maria's Consequenz und Festigkeit pries, trotz aller dieser Wirrnisse zu ihm gehalten zu haben, da konnte Fontenay doch nicht unterlassen zu sagen, und zwar mit tiefer Betonung: „Ein für alle Mal, Max! Bist Du von der Willensstärke Maria's so fest, so unerschütterlich überzeugt?"

Max sah ihn einen Augenblick nachdenkend an, dann antwortete er: „Gewiß mein Freund, denn was Du für Schwäche nimmst, ist nur die Weichheit und Sanftmuth ihres Wesens. Sie wird, glaube mir, wenn es gilt, zeigen, daß sie ihr Wort nicht umsonst gegeben hat! —"

Und abermals mußte sich Fontenay sagen: Der ist jetzt in dem Zustand einer fest im Gefecht engagirten Truppe. Auch bei dieser heißt es: Durch! Man muß ihn unterstützen um jeden Preis!

Fontenay's Besorgnisse waren augenblicklich freilich ungegründet, denn als der Rheder an demselben Morgen mit dem entschiedenen Verlangen vor Maria erschien, nun ihre Pflicht zu thun und Max Weidner den Abschied zu geben, da glaubte er nicht dasselbe erschüttert schwache Mädchen von gestern vor sich zu

sehen. Denn mit ruhigem und entschiedenem Wesen weigerte sie sich dessen, wies auf die Entscheidung ihrer Mutter hin, wenn diese genesen sein würde — und als er erstaunt und bitter auf den Artikel der „Hummel“ zu reden kam, durch den die Ehre der Familie besudelt sei, da antwortete Maria sogar, man brauche doch nicht zu glauben, was in jedem Blättchen stehe. —

Außer sich gesetzt durch diese Wandelung, wäre ein furchtbarer Ausbruch vielleicht die Folge gewesen, aber Maria bat um Schonung für die Kranke und der Rheder zog sich knirschend zurück.

Als ihm eine halbe Stunde später das größte Journal der Landeshauptstadt in die Hände fiel, war er sehr erstaunt folgende kurze Notiz zu lesen: „Die Correspondence eines hier erscheinenden Blättchens „die Hummel“ über ein in Herzogenbad stattgefundenes Duell giebt die Ursache desselben ganz unrichtig an. Es handelte sich absolut nicht um eine Dame. — Auch ist die Verwundung des einen der Duellanten durchaus nicht gefährlich.“

Der Rheder stutzte und legte das Blatt nachdenklich nieder. Er sah jetzt klar, daß seit gestern irgend eine Triebfeder für Weidner gewirkt hatte — daher erklärte sich auch das veränderte Benehmen Maria's. Die Sache erfüllte

ihn mit tiefer Unruhe; sollte ihm die Beseitigung dieser Angelegenheit schwerer werden, als er gedacht hatte? — — Andererseits war ihm das kurze entschiedene Dementi dieses bedeutenden Journals über die Ursache des Duells doch auch persönlich angenehm. — Da er eine plötzliche Abreise wegen der Krankheit seiner Schwägerin durchaus nicht erzwingen konnte, so blieb ihm abermals nichts als Abwarten übrig. Mit tieferem Ingrimm als je dachte er an Weidner. „Der Preuße soll mir nicht in mein Geschäft und auch nicht in die Familie sehen!“ schwur er sich zu. „Ein Mal erst aus diesem verdammten Thal abgereist, findet sich meine Macht wieder über die Meinen, und ein dringendes Motiv zu einer Reise nach England für Maria findet sich auch.“ —

Die Stimmung der Badegesellschaft begann sich in den nächsten Tagen, trotz der Gegenbemühungen Aarenstein's und der Damen Schnabber, in Folge des Dementis, vor Allem aber des Auftretens Fontenay's, welcher es verstand die Sache seines Freundes mit großem Geschick da und dort im Gespräch zu vertheidigen, für Weidner günstiger zu gestalten. Er begegnete freundlichen Blicken, ja es sprach sich sogar oft ein gewisses Interesse für seine Person aus, und in der Gesell-

schaft B. wurde er nach dem Vorgange des dicken Oesterreichers nur noch der „forsche Preuß'" genannt. Nur Herr Häring in seinem Frankfurter Bürgerstolz wollte von den beiden „Bismärckern" nichts wissen. —

Aarenstein hatte mit wachsender Wuth seine wohl vorbereitete Attacke allmälig scheitern sehen. Auf so schnelle und glückliche Abwehr hatte er nicht gerechnet. Auch er sah sich in eine abwartende Stellung geschleudert, in der ihn eine fieberhafte Ungeduld fast verzehrte, um so mehr, als er über den Eindruck aller dieser Dinge auf Maria ganz zweifelhaft war.

Zwar hatte Thildchen von Maria's Gemüthsbewegung an Faehrden genügend berichtet, dieser hatte Aarenstein jedoch nur mitgetheilt, was er für seine Zwecke für gut hielt, und über die spätere Entwickelung der Dinge, wie sie bei Maria durch Fontenay's Einschreiten herbeigeführt war, fehlten auch Faehrden Nachrichten. — In jedem Falle glaubte Aarenstein dennoch annehmen zu können, daß Maria's etwaige Neigung zu Weidner entschieden ins Schwanken gekommen sein würde.

Seine zähe und ausdauernde Natur ließ ihn auf diese Vermuthungen hin das Ziel nicht aus den Augen verlieren, das er sich gesteckt hatte. Heftig gährte vor

Allem sein Haß gegen Fontenay, den er, wenn auch über seine Handlungsweise nicht vollständig unterrichtet, doch als die hauptsächlichste Ursache betrachtete, daß der Feldzugsplan, Weidner total auf den Isolirschemmel zu setzen, gescheitert war. —

Zwei Tage später trat in dem Befinden der Frau Hall, die achtundvierzig Stunden lang in der That in sehr großer Gefahr geschwebt hatte, Besserung ein. —

Wie Maria in der Wuth und Heftigkeit der Krankheit ihrer Mutter, von Verzagtheit befallen, Zeichen des Himmels zu erblicken gemeint hatte, welche ihr die Kindespflicht und den Gehorsam wieder in das Gedächtniß zurückzurufen bestimmt waren, so schöpfte sie nun aus der Wendung der Krankheit neue Hoffnung für eine glückliche Entwickelung ihres Geschickes. — Nach einigen Tagen der Besserung war sie im Stande hin und wieder auf eine Stunde die Kranke zu verlassen, und so erschien endlich der Tag, an dem sie Weidner eine kurze Zeit auf dem Waldwege allein sprechen konnte.

Es war Beiden bei diesem Wiedersehen, als seien sie lange Zeit weit von einander entfernt gewesen, als hätten sie eine Reise gemacht, die von tausend Gefahren begleitet gewesen sei. Und wirklich hatten ja auch Beide am Rande des Abgrundes, des ewig Tren-

nenden gestanden. — Keiner von Beiden sprach ein Wort von dem vielen Schrecklichen, das inzwischen an ihnen vorbeigegangen war, nur Betheuerungen der zärtlichsten Neigung und der festen Absicht bei einander ausharren zu wollen, wurden zwischen ihnen laut.

Als aber nach einer schnell entronnenen Viertelstunde Maria's leichte Gestalt sich zum letzten Mal an ihn lehnte, da flüsterte sie leise: „Verzeih' mir Max!"

Entzückt kam Weidner zu Fontenay. —

„Wenn ein solches Mädchen mich Unwürdigen um Verzeihung bittet, weil sie vielleicht ein Mal in Gedanken an mir gezweifelt hat, dann mußt Du mir Recht geben, daß ich mit Vertrauen in die Zukunft blicken kann."

„Erstens bist Du kein Unwürdiger und zweitens befindest Du Dich in dem Paroxismus sämmtlicher Liebenden. — Sie hatte vollkommen Recht Dich um Verzeihung zu bitten."

„Dein ewiges Mißtrauen," entgegnete Weidner etwas gereizt, „stammt mit daher, weil Du Dich niemals ernsthaft für ein Mädchen interessirt hast — trotzdem Du gewiß und wahrhaftig so oft geliebt worden bist."

„Woher mögen Dir Deine Nachrichten wohl zukommen? Aber im Ernst gesprochen, was verlangst Du von mir! Du denkst nicht an den Kampf, den ich fortwährend um das Dasein führe.“

„Aber die Leiden und Sorgen des Lebens können einen Mann von Geist und Willen nicht herunterziehen,“ erwiederte Weidner.

„Gesetzt ich wäre so, wie Du mich glaubst! Kennst Du das Märchen vom Riesen, den die Zwerge überwanden, die Zwerge in zahllosen Schaaren? Langsam aber sicher stumpft Gefühl und feinere Empfindung sich ab, und die Natur, die das nicht leiden will — sie hat nur den Untergang, den Bruch mit dem Irdischen. —“

Fontenay sah düster vor sich hin. Auch Weidner war in Gedanken verloren, als wenn sich ihm etwas bisher Unbekanntes in der Natur seines Freundes gezeigt hätte, was er nicht enträthseln könnte. —

„Es wird Dir lächerlich klingen, wenn i ch moralisire Max, aber dieser Religions- und Anstandsfirniß unserer jetzigen Damenwelt ist nicht so recht nach meinem Geschmack. Man blickt mit Verachtung auf die Sittenlosigkeit vergangener Jahrhunderte, vorzüglich beim

Adel, herab. — Ob man wohl dazu die Berechtigung hat? Ich glaube es nicht."

„Du siehst zu schwarz und kannst doch nicht in Abrede stellen, daß die Sitten sich gebessert haben in jetziger Zeit."

„Aber auch die Sittlichkeit?" erwiederte Fontenay; — „das Blut mochte sich früher öfter vergehen — jetzt thut es das Herz und Gemüth. Résumé: Aeußere Formen in der Religion, viel Sentimentalität, aber wenig Gefühl; Endzweck die baldige Erlangung eines Gemahls mit guten äußeren Verhältnissen; sämmtlich ein wenig Französisch und Englisch, und endlich keine Spur von wahrem Patriotismus — Das scheint mir im Allgemeinen das Bild der jetzigen Damenwelt. Max, was soll aus der Generation werden?"

„Es ist nicht zu glauben, mit welcher Kunst Du das Schlechte der Dinge zusammensuchst, einzig um Deiner Neigung zu fröhnen, ein freier Mann zu bleiben, verehrter Don Juan! Um Dich gleich zu schlagen, sieh Dich doch ein Mal hier um! Von Maria will ich nicht sprechen; aber Charita? Entspricht diese dem vorhin gezeichneten Bilde?"

„Mein lieber Freund," sagte Fontenay lächelnd, „Ausnahmen bestärken die Regel. Und siehe, ich

habe mich so lange in den Regeln herumbewegt, in der Plattheit und Gewöhnlichkeit derselben, daß ich gar keinen Sinn mehr für die Ausnahmen habe."

Beide waren an den Glassalon herangekommen und begegneten daselbst Edith, welche den Weg nach dem Walde einschlug. Fontenay hatte leise den Kopf geschüttelt. „Diese hätte eine Ausnahme werden können! Schade, schade! Das Bild ihrer Seele ist verzerrt, verdüstert," murmelte er. „Leider! Aber Licht und Ton ist doch nicht auszulöschen."

---

16. Kapitel.

Charita's Sage.

Als Weidner etwa vierzehn Tage später Frau Hall das erste Mal, von Maria und Charita unterstützt, auf der Terrasse begegnete, fühlte er sich bewegt, denn statt der kräftigen, aufgerichteten Gestalt erblickte er eine gebeugten Hauptes einherschreitende Frau von apathischem und resignirtem Ausdruck. Er fühlte auch sogleich doppelt die Schwere der Kämpfe, welche Maria zu bestehen hatte; denn immerhin konnte man mit dem Schein des Rechts ihn oder sein Verhältniß zu Maria als indirecte Ursache von Frau Hall's Krankheit nennen.

War es nun die offene Herzlichkeit der Begrüßung Weidner's, mit der er ihr die Hand küßte, oder der warme Ton der Theilnahme, welchen er in den ersten Worten an den Tag legte — Frau Hall zeigte bei

ihrem ersten Zusammentreffen zwar keine besondere Freundlichkeit, aber auch kein abstoßendes Wesen gegen Weidner, ja sie duldete seine Begleitung auf den nun folgenden häufigen Ausgängen, die sie auf Anrathen des Arztes in den Wald unternahm. — Täglich etwa eine Stunde in Maria's Gesellschaft — die Sonne schien Weidner wieder zu lächeln. —

Oft allerdings wurden diese glücklichen Stunden durch Aarenstein getrübt, welcher sich den Ausgehenden anschloß und aus allen Kräften bestrebt war, Frau Hall und Maria zu gefallen. Letztere war dann genöthigt, gegen Weidner einen fremden Ton anzunehmen, den sie allein vor ihrer Mutter jetzt nicht mehr für nöthig hielt. Sie that es mit Absicht, um ihrem Onkel keine Vorwände in die Hand zu liefern, und um ihrer Mutter jede Aufregung damit zu ersparen. — Hin und wieder jedoch gelang es gemeinschaftlicher List Charita's und Maria's, den Weg, von Aarenstein unbemerkt, anzutreten und sich so der Zeit der Zusammenkunft rein und ganz zu erfreuen.

Bei einem dieser Ausflüge stellte Weidner seinen Freund der Frau Hall vor. — Auch diese durch Krankheit und Sorgen niedergebeugte Frau konnte sich dem Zauber, den Fontenay's Persönlichkeit und

Auftreten auf Jedermann, besonders aber stets auf das weibliche Geschlecht auszuüben pflegte, nicht entziehen. — Fontenay schlug mit dem ihm eigenthümlichen Geschick auch hier gleich die Seite an, welche Wiederhall fand. Es war die Jugendzeit der Frau Hall, von der sie, wie wohl fast alle Damen, gern sprach. Sie hatte dieselbe zum Theil in England zugebracht. Er unterhielt sich viel mit Frau Hall über die englische Literatur, von welcher er gleich Weidner ein großer Verehrer war und hörte auch ihren oft etwas langweiligen Erzählungen mit vieler Geduld zu.

„Ein schöner Mann, und ein wahrer Gentleman in Sprache und Benehmen," sagte sie nach der ersten Zusammenkunft schon, als Fontenay sich nach einer halben Stunde zurückgezogen hatte. „Er erinnert mich lebhaft an den Baronet Livingston, der immer zu meinen Verwandten in Manchester kam. Das ist Ihr Freund? Nun er muß jungen Damen recht gefährlich werden können!"

Wie zufällig trafen ihre Blicke Charita. Diese fühlte eine brennende Röthe in ihr Gesicht steigen. Sie sprang schnell auf und beschäftigte sich eifrig mit einer Schleife in Maria's Haar, von der sie behauptete, sie wäre falsch angesteckt. Frau Hall sah ihr

lächelnd zu. Freundliche, glückliche Bilder schienen an ihrem geistigen Auge vorbei zu ziehen. —

Dann fuhr sie zusammen. Sie erinnerte sich der rauhen Wirklichkeit und der Pflichten, die sie unabweislich gegen den Rheder zu erfüllen hatte. Den Rest des Tages über war sie abstoßender und kälter als gewöhnlich zu Weidner, als wenn sie Versäumtes hätte einholen müssen.

Einige Tage später fand sich Fontenay wieder ein. Von dem Wege zur Platte führte links ab ein Fußweg in den dichtesten Wald bis zu einer kleinen freien Stelle. Eine alte, halbkreisförmige Bank stand an der einen Seite dieser kleinen Lichtung, welche von den höchsten und stärksten Tannen und Fichten, wahren Riesenbäumen, umgeben war. Es war ein echtes Stückchen von Waldeinsamkeit. Kein Lüftchen konnte durch das dichte Holz dringen; nur die Wipfel der Bäume vermochte der Wind zu bewegen; man war wie abgeschlossen von der Welt.

Die kleine Gesellschaft sprach wenig an jenem Tage, als Fontenay wieder erschien. Frau Hall schien angegriffen. Weidner und Maria sahen sich ganz in derselben Weise an, wie Liebende es vor sechstausend Jahren auch schon gethan haben sollen. Man behauptet gewiß nicht

mit Unrecht, daß dieses Ansehen und Blicketauschen nur für die betreffenden Liebenden interessant sei. Charita saß, die Hände über ihre Stickerei gelegt, und sah träumend vor sich hin.

„An was denken Sie, Fräulein Charita?“ tönte plötzlich Fontenay's sonore Stimme. —

„Ich denke an meine Heimath,“ versetzte Charita zusammenschreckend, „und wie sie so verschieden ist von dieser Gegend hier. — Das Rauschen in den Baumkronen aber erinnert mich an die See, an meine heimathlichen Fiords und an das ferne Branden der Wogen am Strande.“

Fontenay sah ihr voll in's Auge. Eine ganze große Frage lag in seinem Blick. Charita senkte ihre tiefblauen Augen und nahm schnell ihre Arbeit auf.

„Erzählen Sie uns doch etwas von Ihrer Heimath,“ sagte Frau Hall matt. „Zum Sprechen bin ich heute nicht aufgelegt. Es strengt mich an.“

„Wir haben uns auch sehr lange nichts erzählen lassen,“ bemerkte Weidner.

„Das ist wahr,“ sagte Frau Hall, „seit der Partie am Jungfrauenstein, wo die Sage von dem Grafen und dem Mönche so hübsch erzählt wurde, haben wir

nichts gehört. — A propos, ich sehe niemals mehr Herrn von Steinach. Wo ist er eigentlich?"

Maria erbleichte, Weidner erröthete, Charita kam außer Fassung.

„Herr von Steinach ist krank," erwiederte Fontenay mit fester Stimme, „er hat sich eine leichte Verletzung zugezogen, wo weiß ich nicht genau." —

„Das thut mir leid! Maria, davon hast Du mir gar nichts gesagt! Schicke doch morgen nach der Festung und lasse Dich erkundigen. Und nun etwas aus Ihrer Heimath, liebes Fräulein! Vielleicht eine Sage, aber nicht zu lang muß sie sein, denn lange draußen zu bleiben, hat mir der Doctor verboten."

Sie sprach in dem Tone der reichen Frau, welcher nichts abgeschlagen wird.

„Eine Sage," erwiederte Charita nachdenkend. „Mein Land ist zwar reich an Sagen, aber ich habe eine solche noch nicht erzählt." —

„Sie haben Sprache und Gesang in der Gewalt!" bemerkte Fontenay mit eigenthümlicher Betonung.

„Nun, dann will ich es versuchen; aber recht einfach wird sie sein die Sage."

Die Sage vom König Golm und der Kreuzesfahne.

Im hohen Norden von Jütland zieht sich der Fiord von Mariager von der Ostküste tief in's Land hinein. Bald sich auf einige hundert Schritte verengend, bald sich mächtig erweiternd, endet der Fiord erst tief im Lande bei dem freundlichen Städtchen Hobro. —

Beide Ufer des Fiords fallen in der Höhe von einigen Hundert Fuß meist steil in denselben hinab, zahlreiche kleine Vorgebirge bildend. — Sie sind theils mit herrlichen Buchenwaldungen, theils nur mit jener rothblühenden Haide bedeckt, die eine besondere Eigenthümlichkeit der Cimbrischen Halbinsel ist, welche aber noch nicht einen so berühmten Verherrlicher gefunden hat, als die Haiden Niederschottlands in Walter Scott. Das Städtchen Mariager, von welchem der Fiord den Namen trägt, liegt an der breitesten Stelle desselben, an buchenbewaldete Höhen gelehnt. Aus dem Grün tauchten die rothen Ziegeldächer hervor, und ein Kloster blickt stattlich von dem höchsten Punkte auf Wasser und Land herab. —

Die Wasserfläche, über welche die Seeadler kreisen, das Ufer mit seinen eigenthümlichen Formen, Wald und Haide bieten ein fesselndes Gesammtbild, das

Viele dem an Schönheiten reichem Fiord von Veile im Süden Jütland's vorziehen, bei Veile — wo 1849 Deutsches und Dänisches Blut im Kampfe geflossen ist!

Hin und wieder furcht ein Dampfer aus Kopenhagen oder Norwegen den Mariager-Fiord. — Kleine Kauffahrer und Fischerboote sieht man zahlreich auf ihm. — So reizend auch die Gegenden meiner Heimath zum großen Theil sind — so kennen doch nur Wenige dies unbeachtete, zur Seite des großen Verkehrs liegende Stückchen Erde. —

Einige tausend Schritte östlich der Stadt erhebt sich eine kahle und steile Bergkuppe und auf dieser ein Hünengrab, welches an Größe alle die anderen Hügel, unter denen die Könige der Vorzeit in Jütland schlummern, übertrifft. Es bildet dieser Grabhügel einen Berg von mindestens hundert Fuß Höhe für sich; er ist im Viereck umgeben von vier anderen kleineren Hünengräbern, welche den Eindruck einer aufgestellten Schutzwehr und Wache auf den Beschauer machen. Dies ist nach der Sage das Grabmal König Golm's. —

In nebelhaftes Dunkel gehüllt ist die Geschichte meines Vaterlandes bis in's siebente und achte Jahr-

hundert hinein. Von Dänen und Normännern hat kein Tacitus berichtet. Finster, in Stahl und Eisen gehüllt, schreiten die Gestalten aus der Sagenzeit herüber. —

Fliegende Segel auf dem schwarzen Schiffsrumpf, blitzende Speere und Streitkolben, — Seeleute und Reisige sind sie zugleich; gewaltige Menschen und Riesen, die mit den Göttern kämpfen, ein Ringen auf Erden und in der ganzen Natur, in der Welt der Götter und der Menschen; Kampf und wieder Kampf — so stellt sich jene dunkle Zeit in ihren erkennbaren Zügen uns dar. Aber Freya, welche die Herzen der Götter und Menschen beherrscht, mischt Liebe und Treue in das Chaos des Kampfes.

An den Grabhügel des Königs Golm knüpft meine Erzählung an.

König Golm war einer der gewaltigsten Seekönige des Nordens.

Er lebte zu jener Zeit, als die Nordmänner mit gewaltiger Kraft auf ihren Fahrzeugen Kriegszüge unternahmen, welche den Schrecken bis nach Rouen und Paris, bis nach Aachen in Deutschland trugen, und sogar ganze Reiche neu begründeten. — Vielfach hatten König Golm's Segler den blauen Pfad gekreuzt.

Die deutschen, fränkischen, ja die Küsten des Mittelmeers wußten von seinen Zügen zu erzählen. Er verschmähte es, wie so viele seiner Brüder thaten, in den Gegenden, wo die Lüfte balsamisch hauchen, und die goldenen Früchte gedeihen, sich eine neue Heimath zu gründen. Stets zog es ihn wieder nach unseren buchenumkränzten Gestaden, wo der scharfe Seewind so erquickend weht, daß die Männer dort nimmer erschlaffen können. — Am Ufer des Fiords, dort wo jetzt Mariager liegt, stand sein festes Schloß. Die Bucht wimmelte von Kriegsfahrzeugen, die nur des Winkes des Seekönigs harrten, um ihre Segel zu entfalten und den Kiel auf's Neue in die Wogen der offenen See zu tauchen.

Die Stammeshäupter in Jütland, welches damals in viele kleine Reiche gespalten war, fühlten seine schwere Hand, und dem Oberkönig in Seeland war er unterthan, so weit es ihm gut dünkte.

So führte König Golm ein sieg- und thatenreiches Leben, würdig seiner Ahnen, die mit den Göttern gekämpft hatten.

Schon ehe er den Thron bestieg, war aber die christliche Lehre in Jütland eingedrungen. Die gewaltigen deutschen Kaiser hatten mit bewaffneter Hand

Züge gegen den Norden unternommen und im Süden der Cymbrischen Halbinsel Bischöfe eingesetzt. Deutsche und irische Mönche waren von Süden und Westen gekommen und hatten das Evangelium im Lande gepredigt. — Verwundert horchten die Hünen der neuen Mähr. Gar wundersam erschien ihnen der Christengott und seine Jünger, welche geboten, dem Feind zu vergeben, sich nicht zu rächen. Unmännlich vor Allem erschien ihnen die Lehre. — Aber als sie die Ausdauer und die Kraft dieser Priester gewahrten, als sie sahen, wie männlich sie für ihren Glauben sogar in den Tod gingen, als sie inne wurden, daß auch die Christen tapfere Krieger sein konnten, da breitete sich die christliche Lehre allmälig unter ihnen aus. Viele Stammeshäupter in Jütland fielen vom alten Glauben ab und nöthigten ihre Nachbarn mit den Waffen in der Hand zur Annahme des neuen. Klöster und Schulen erhoben sich, die heiligen Bäume fielen, und der Gesang der Mönche und Getauften schallte wundersam über die Haiden und in den Wäldern und vermischte sich mit dem Branden der See.

Am feindseligsten und finstersten stand König Golm dem neuen Glauben gegenüber. Seine Mannen und Seefahrer hatten auf ihren Zügen und Landungen

im Frankenlande und in Italien das Kreuz schon herrschen sehen.

„Das ist ein Glauben für Weichlinge und Weiber, sagten sie, für solche, die sich beugen wollen vor dem Kreuzholz und den Männern in den Kutten. Die Priester des Christengottes haben diesen Ländern dort unten das Joch aufgelegt und nehmen ihnen Freiheit und Ehre. Nicht mehr spricht der Franke am freien Thing unter Allvaters Himmel selbst sein Recht. Die Priester schleppen den Freien vor ihre Gerichte. Und deshalb wehrt er sich schlecht gegen uns, die wir unter den heiligen Bäumen und auf der brandenden See unsere Götter anrufen und mit ihnen sprechen in Sonnenschein und Sturm.“

Und er kehrte sein sieghaftes Schwert gegen die Stammesbrüder, und es wüthete Feuer und Schwert auf der jütischen Halbinsel. — Aber auch auf Seeland breitete sich das Christenthum aus. Die mannhaften Reisigen und die Seefahrer König Golm's wurden oft hart bedrängt.

Dieser aber hatte einen Freund in einem Fürsten, dessen Reich von Westen aus dem Innern bis an das Ende des Mariager Fiords sich erstreckte; dort wo

jetzt das freundliche Städtchen Hobro liegt, stand das Schloß des streitbaren Gondeborg.

König Golm war nicht mehr jung an Jahren, aber wunderbar schön und kräftig war seine Gestalt, und die Frische der Jugend schien nicht von ihm gewichen. — So gewann er das Töchterlein des nachbarlichen Fürsten.

Sie versprach ihm die Treue, und der Freund freute sich dieses Bundes.

Sigrun war von hoher schlanker Gestalt. Königlich war ihr Gang, ihre Geberde und ihr Blick. Sie war die begehrteste und schönste der Fürstentöchter auf der dänischen Halbinsel. Sie liebte den heldenhaften König wahrhaft, dessen Braut sie war. Gern hätte sie ihn auf seinen Zügen begleitet. Wenn er wiederkehrte und sie in seine Arme nahm, dann war die stolze fürstliche Jungfrau ganz Hingebung und Liebe und schmiegte sich an ihn wie die wilde Weinrebe sich um die starke Eiche rankt.

Sigrun's Vater war auch dem alten Glauben treu. Er betete zum Allvater und zu den Asen in Asgard mit derselben Inbrunst wie früher, fluchte dem Christengott, und seine Sturmfahne wehte zu Lande, wenn die Schlacht über die braune Haide tobte und auf der

salzigen blauen Fluth, wenn die schwarzen Segler mit weißem Schaum vor dem Bug eilends die Wellen durchschnitten, neben der Flagge König Golm's. —

Schon lange ging durch Jütland der Ruf eines kühnen jungen Priesters aus fränkischem Stamme. Derselbe predigte den Nordmännern in ihrer Sprache; wie Donner schallte seine Stimme, wenn er vom jüngsten Gericht sprach; hinreißend und überzeugend aber, wenn er die Liebe Gottes und das Opfer seines Sohnes kündete. Tausende ließen sich von ihm taufen. Wenn aber die heidnischen Feinde nahten, da war auch er unter den ersten. Die Kreuzesfahne schwingend schritt er voran. Sein Name war Siegbert.

Zum Herbst war festgesetzt, sollte König Golm das Töchterlein des Nachbarfürsten heimführen. Zuvor jedoch dachte er gegen seine Feinde, die abgefallenen Stämme von Jütland, einen Schlag zu thun.

Mit gewaltiger Streitmacht zog er gen Süden. Der Feind wich ihm anfangs aus, und schon hohnlachten und frohlockten die heidnischen Nordmänner König Golm's und Gondeborg's, daß der Christengott den Anblick Thor's nicht zu ertragen vermöge. —

An einem der nächsten Tage jedoch stießen sie, etwa

in der Gegend des heutigen Aarhuus, auf das feindliche Heer.

In der Mitte desselben stand auf einem hohen Wagen ein junger Christenpriester, der das Banner mit dem Kreuze hoch hielt. —

Schnell bildeten die Schaaren Golm's ihre Schlachtordnung. Seine Reiter saßen des tückischen, sumpfigen und hügeligen Bodens wegen ab. —

Die Gepanzerten in der Mitte, wie eine wandelnde Mauer, die Speere gesenkt, auf den Flügeln die leichter Bewaffneten, so rückten die Mannen König Golm's gegen den Feind vor. Als Ziel war ihnen die Kreuzesfahne bezeichnet.

Ein furchtbares Handgemenge erhob sich, aber bald wurden die Scharen König Golm's inne, daß der Christengott seine Streiter nicht entnerve. Nach hartnäckigem Kampfe wichen die heidnischen Reihen an vielen Stellen zurück. — Golm ordnete sie aufs Neue und sprengte selbst ihnen voran gegen den Fahnenwagen. Sein Freund, dessen Tochtermann er bald werden sollte, befand sich an seiner Seite. Der Stoß war ein furchtbarer, bis gegen die Brüstung des Fahnenwagens brachen die nordischen Kämpfer mit Golm an der Spitze sich Bahn. Aber uner-

schrocken stand hoch oben auf dem Wagen der junge Priester. Sein braunes Haar flatterte in den Lüften, hoch hielt er die Fahne mit beiden Händen und schaute mit dem großen Auge ruhig und mächtig in das Getümmel unter ihm. Wild war der Anprall und furchtbar das Getöse der Schwerter, Streitkolben und Pfeile, die auf Kettenpanzer und Schild niederrasselten. Und dazu schallte der Gesang der Christen, das Rufen der Nordmänner und das ununterbrochene Läuten der Sturmglocke, so auf dem Fahnenwagen befestigt war. — Aber immer, wenn die christlichen Streiter wichen, trat der Jüngling mit der Fahne weit vor an den Rand des Wagens und schwenkte das Banner, das ein weißes Kreuz im rothen Felde zeigte, mit der rechten Hand über ihnen und wies mit der linken auf den Feind. Und, von neuem Muth beseelt, erhoben sich die Arme der Christen und, wie von abergläubischem Schrecken ergriffen, wichen die Männer König Golm's. Da spornte Gondeborg sein Roß gegen den Wagen. Alles vor sich niederwerfend rannte er an; mit der langen Lanze in nerviger Faust wollte er den Kühnen, der seine Brust, auf hohem Wagen stehend, nackt den Geschossen darbot, niederstrecken. Schon wirbelt die Lanze zum Stoß ausholend über

seiner Helmzier — aber sie sauste nicht nach vorwärts; er ließ sie sinken. Denn fest und strahlend hatte sich das Auge des Jünglings auf den Kämpen gerichtet; wie eine Lichtgestalt aus Walhalla erschien er ihm; milde, ernst — übermenschlich. Das weiße Kreuz in rothem Felde umwallte sein Haupt.

„Held Sondeborg, kehr' um," rief er mit gewaltiger, beschwörender Stimme. „Nicht Du bist gewählt, um das Kreuz zu bekämpfen. Anbeten und niedersinken sollst Du vor ihm und vor dem allgütigen Vater. Kehr' um! Wende Lanze und Schwert gegen die Feinde des Kreuzes, Deine Stunde ist bald gekommen!"

Wie erstarrt blickte der Recke den Jüngling an, der mit gebieterischer und zugleich milder Geberde ihm zurückwinkte.

Langsam wendete er sein Roß, und als seine Mannen das sahen, wichen sie mit ihm, von Schrecken ergriffen, zurück.

Aber Allvater Odin und Thor anrufend, stürzte König Golm sich unter die Weichenden, die Seinen Feiglinge scheltend. Ganz allein drang er gegen den Fahnenwagen vor; von dem Wehen und Rauschen der rothen Kreuzesfahne aber scheute sein schwarzes Streitroß und überschlug sich mit dem gepanzerten Kämpen.

Ein heftiges Getümmel erhob sich um ihn. Die Treuesten der Seinen wollten ihn nicht verlassen. Die glänzenden Schwerter flirrten wie Räder durch die Luft, die Streitäxte dröhnten, und die Blutstropfen sprangen hoch empor, als wenn man mit rothen Rosen wirft. Ein dichter Staub deckte das Ganze, und mit Mühe schleppten König Golm's Mannen den vom Sturz betäubten Gebieter aus dem Getümmel. —

Sein Heer war geschlagen; es wich nach Norden zurück, Wälder, Haiden und Sümpfe zwischen sich und den christlichen Schaaren lassend.

Als er von seiner Betäubung wieder zu sich kam, war sein Sinn trübe und sein Muth gebrochen. Es war ihm, als wenn sich eine unsichtbare Hand schwer auf ihn gelegt hätte, als wenn eine höhere Macht gegen ihn sei und über ihm zu schalten begönne.

Mit Wuth und Ingrimm im Herzen gedachte er an seine Niederlage, und fluchte der Feigheit und Schwäche der Seinen und König Gondeborg's, der zuerst, von Scheu ergriffen, vor dem Kreuz gewichen war.

Vor Allem heftig aber tobte der Haß in seinem Innern gegen den jungen Priester, der in dem Treffen die Fahne gehalten, denn er mußte sich eingestehen,

daß sogar auf ihn selbst sein Blick, seine Geberde und auch seine heldenhafte Haltung tiefen Eindruck gemacht hatte.

Und als er Tage lang in dumpfem Brüten dort gesessen hatte, da rief es in ihm: Hinaus in den Wald, wo die Götter walten und schalten, wo sie durch die Baumkronen wallen, und man ihre Sprache versteht. —

Er versammelte die Seinen. Sie ritten in den heiligen Hain, der sich auf den Höhen längs des Fiords hinzieht. An einer uralten Eiche war ein Kreis von Steinen geschichtet.

Sie zündeten nach alter Sitte das Feuer an, ließen das Trinkhorn herumgehen und opferten den Asen.

Und sodann entließ König Golm die Seinen und blieb allein in dem Walde. Alsbald vernahm er Odin's und Thor's Stimme in dem Rauschen der Bäume und in dem Branden des Fiords. — Sie sprachen zu ihm: Fürchte Dich nicht, Du unser treuester Sohn! Wir werden Dich und die Deinen auf dem heiligen Boden Deiner Väter nicht verlassen, und die Feinde sollen Dich nicht fällen und Dich nicht besiegen. —

Die Wald- und Seeluft mischten sich; er athmete sie in vollen Zügen und warf sich nieder auf das

Moos und drückte seine Glieder an die Erde, damit er Kraft gewinne, wie seine Vorfahren, die Söhne der Götter. —

Dann stieg er zu Pferde, und es trieb ihn zu Gondeborg zu eilen. Heimführen wollte er die Geliebte seines Herzens, damit sie mit ihm im alten Glauben lebe oder sterbe.

Am Strande des Fiords entlang mit wenigen Begleitern reitend, erblickte er in nicht langer Zeit das Schloß Gondeborg's. Als er, von Verlangen getrieben seine holde Braut in die Arme zu schließen, sein Pferd spornte, war er gar verwundert, eine große Menschenmenge an dem Fuß des Hügels versammelt zu sehen, auf welchem das Schloß lag. Noch mehr aber! Als er näher kam, da erblickte er auf dem Ring von Steinen nahe am Fiord, wo die Freien sich zum Thing zu versammeln pflegten, seinen Todfeind, den jungen Franken. Die hohe Buche aber, so dem Odin geweiht war, lag gefällt am Boden, und das Volk kniete zum Theil vor dem gewaltigen Prediger, theilweise stand es unschlüssig und lauschte vorgebeugten Hauptes seiner Worte. „So hat sich der Feind unter die Freunde geschlichen," dachte König Golm in aufkochendem Grimm. „Unerhört ist der

Frevel und die Falschheit dieser Christen, die sich die Diener des allmächtigen Vaters nennen."

Und er sah wie der Priester die Hand ausstreckte, und wie er die vor ihm Knieenden taufte.

Da entrang sich ein jäher Schrei der Brust König Golm's, denn er hatte unter den Knieenden seinen Freund, den König und seine Braut erkannt. So eben erhob der Priester die Schale und taufte den Vater der Geliebten. — König Golm's Hand zuckte nach dem Schwert. —

„Oh Herr," rief einer der Gewaffneten, „wagt Euch nicht vor! Das ist der Zaubermann, der auf dem Fahnenwagen stand, und seht, ihm zu Häupten flattert die Fahne mit dem weißen Kreuz. Sie fiel vom Himmel herab, wie sie sagen, und der Christengott hat ihr bösen Zauber verliehen."

Aber mit gellendem Schlachtruf sprengte König Golm sein Pferd in die andächtige Menge. Ihm nach seine Gewappneten, rechts und links die Männer und Frauen zu Boden reitend.

Gerade gegen den jungen Priester ritt er an. Schon blitzte das Schwert über seinem Haupte, das Schwert, dem dieser furchtlos entgegensah. Da warf sich Sigrun, die Schöne, zwischen Beide.

Sie deckte den jungen Franken mit ihrem Körper — sie schützte ihn mit ihren erhobenen weißen Händen.

„Tödte mich, tödte uns, geliebter Herr," rief sie, „aber diesen nicht! Denn er hat uns das Wort Gottes gebracht, auf daß wir ewig leben mögen."

Unbeweglich hielt König Golm und ließ das Schwert sinken. Er fühlte den Tod an sein Herz greifen.

„Du bittest für Deinen Buhlen!" sagte er mit schneidender Stimme.

„O Herr," rief die Fürstin, sich ihm zu Füßen werfend, „Gott sieht die Herzen, ich liebe nur Dich und Gott!"

„Bittet für die, so uns beleidigen und verfolgen," tönte die Stimme des jungen Priesters.

„Ha, Verruchter," rief König Golm und seine Stimme klang wie der Donner, wenn Thor auf den Wolken über die kämpfenden Heere fährt. „Schlange des Abgrunds, die Du die Herzen berückst, nimm hin Deinen Lohn!" Und blitzend fuhr die Streitaxt in mächtigem Wurf aus König Golm's Hand, sauste über Sigrun's Haupt hinweg und begrub sich in des Franken Brust. — Er stürzte, und roth färbte das Blut sein weißes Gewand.

Mit entsetzlichem Schrei sank Sigrun auf's Knie neben dem Verwundeten.

Der hob die Hand segnend. „Bittet für die, so euch beleidigen und verfolgen, sagt der Herr! Bitte auch für ihn, der mich tödtet, so will es die Liebe."

Und mit letzter Kraft erhob er sich, ergriff das geweihte Wasser und taufte die Fürstin.

„Sei genannt Maria," sagte er mit sterbender Stimme, „bitte für mich und ihn, Maria!"

Und das Auge auf die Jungfrau geheftet, hauchte er sein Leben aus. Die Fahne aber deckte ihn mit ihren Falten und flatterte dann, vom frischen Luftzug erfaßt, hoch auf, als wenn sie die Seele des Märtyrers gen Himmel geleiten wollte. —

Finster, wie geistesabwesend, starrte König Golm auf den Ermordeten und auf die Christin Maria. Und das Volk stand gefesselt von dem Entsetzlichen lange Zeit. — — Dann aber erhob sich dumpfes Gemurmel in der Menge. Die Mannen schlugen an den Schild, und der Ruf nach Rache ertönte.

Gondeborg riß das Schwert aus der Scheide — wild fluthete die Woge des Volkes gegen König Golm und seine Reiter an.

Da richtete sich Maria auf. Hoch empor ragte ihre

königliche Gestalt. Sie sprang auf den Thingstein. „Lasset ihn ziehen, Ihr Mannen! Denkt an die Worte des Todten!“

„Sigrun,“ rief König Golm, „Du willst mir nicht folgen?“

Sie wandte das Antlitz ab und barg es in den Händen.

„Seid verflucht alle!“ und Golm wendete sein Roß und ritt durch die vor ihm nach der Fürstin Gebot sich öffnende Gasse. — —

Wie ein lebender Todter erschien er sich fortan; stumm saß er im Thurm auf der Höhe am Fiord und ließ seine Dienstleute und Mannen schalten und walten. —

Als aber die Nachricht von dem Morde des Priesters durch die Lande scholl, da erging ein allgemeines Aufgebot der Stämme, so den neuen Glauben hatten.

Die Scharen Golm's wurden zu Wasser und zu Lande geschlagen und bis an das Schloß am Fiord zurückgedrängt. Und noch immer blieb der sonst so sieghafte Recke, ohne Wort und ohne That, und keine Ermahnung seiner Mannen und Knechte vermochte ihn aus seinem Traum zu erwecken. — Bis endlich eines Tages der Feind vor der Umwallung stand, und der

Gesang der Christen, welcher ihm seit dem großen Treffen unerbittlich wieder und wieder in's Gedächtniß gekommen war, ihm voll in's Ohr tönte.

Da erwachte der alte Geist, und er sprang empor, eilte die Stufen des Thurmes hinab und stieg auf die Umwallung. Die Seinen aber riefen ihm ein donnerndes Heil, und sie freuten sich seines Erscheinens.

In mächtigen Scharen umlagerten die Feinde das Schloß. — Bald gingen sie zum Angriff über. Sturm folgt auf Sturm, und am dritten Tage war der Zaun mit spitzen Pfählen, der die erste Umwallung bildete, durchbrochen. Zu gleicher Zeit schossen sie aus mächtigen Bogen flammende Pfeile in das Gebälk der Burg, die an mehreren Stellen zu brennen anfing. Da rief Golm: „Lasset uns das freie Feld gewinnen, auf daß wir siegen oder sterben wie der Adler in der Luft, nicht wie man den Dachs im Bau tödtet.“ Er ordnete seine Schaaren und mit donnerndem Ruf zu Odin stürzten sie sich, König Golm an der Spitze, die Streitaxt in der Faust, aus den geöffneten Thoren durch Flammen und Rauch auf die Belagerer.

Allen voran stritt König Golm; wohin seine Streitaxt fiel, spritzte das Hirn und das Blut hoch

empor. Fest geschlossen brachen sie sich Bahn in der Richtung auf den Feind — aber da kam ihnen eine neue geschlossene feindliche Schaar entgegen, in deren Mitte ragte die rothe Fahne mit dem weißen Kreuz. — Und es war König Golm, als ginge ein Schlag durch seine Glieder und durch sein Gehirn; er sah das Antlitz des sterbenden Priesters und hörte seine letzten Worte. Unbeweglich stand er wieder, und nicht vermochte er seine Axt zu heben. — Im wüthenden Handgemenge drängten die christlichen Schaaren den König mit seinen Mannen nach dem höchsten Berge in der Nähe des Fiords, auf dem eine heilige Eiche einsam ihr mächtiges Geäst ausbreitete. Hier, von allen Seiten eingeschlossen, vertheidigte sich die kleine Schaar mit dem Muthe der Verzweiflung. — Nur noch Wenige standen aufrecht um König Golm. Mann für Mann sank dahin, das Blut floß den steilen Hügel hinunter; weder Gnade nehmen noch geben wollten die streitbaren Kämpen. —

Aber während der Kampf tobte, vernahm König Golm Thor's Stimme in den Zweigen des heiligen Baumes: Sei getrost unser Kämpe! Du bleibst bei uns, und wir bleiben bei Dir! — Und eine schwere

Wolke senkt sich nahe über die Kämpfenden auf dem steilen Berge.

Plötzlich drängte sich eine Jungfrau durch die christlichen Schaaren; wild aufgelöst flatterten die goldigen Haare im Winde, flehend und gebieterisch zugleich klang ihre Stimme.

„Laßt mich zu ihm, Ihr Mannen," rief Sigrun-Maria, „zu ihm, den ich liebe! Er ist mein Herr, und es gebührt sich, daß ich mit ihm sterbe."

Schon stand sie in der vordersten Reihe, und die Streitäxte und Schwerter senkten sich vor der königlichen und doch so flehenden Erscheinung. Hoch ragte die Riesengestalt König Golm's aus der Mitte der Seinen, und als die Jungfrau sehnend die Arme nach ihm ausstreckte und beflügelten Fußes und fliegenden Gewandes zu ihm hinüber wollte, — da flammte ein Blitz aus der dunklen dicht über dem Berge hängenden Wolke und fuhr schmetternd hernieder in die heilige Eiche. Ein furchtbarer Schlag machte den Berg zittern. Die schwarze Wolke aber hatte sich gesenkt über König Golm und seine Mannen und verhüllte sie mit dichtem Schatten. Unterirdischer Donner erscholl, als wenn der Berg sich spaltete, — wüthender Sturmwind erhob sich, und der Fiord schäumte in

thurmhohen Wogen auf und wälzte seine Wasser über den Strand fort bis an den Fuß des Berges. — Entsetzt entfloh das Christenheer bis auf die benachbarten Hügel.

So hatten die Götter des Nordens ihr Wort gehalten und ihn nicht besiegen lassen durch Menschenhand, sondern ihn in die Tiefen des Berges entrückt. —

Als das Unwetter sich verzogen hatte, lag der Berg wie früher vor den Augen alles Volkes; nur die heilige Eiche war verschwunden. —

Das Volk König Golm's aber, wenn es auch den christlichen Glauben für die Lehre der alten Götter, die durch die Natur zum Menschen sprachen, annehmen mußte, errichtete dem untergegangenen Recken jenes mächtigste Hünengrab des Nordens.

Maria, welche die wahrhafte Liebe gehabt hatte, erbaute auf einem Berg gegenüber dem, wo König Golm entrückt wurde, eine Kapelle. Dort lebte sie der Erinnerung und that Werke der Liebe im Lande. Die Stelle, wo sie begraben wurde, nannte man Marialager — und entstand daselbst später ein großes Kloster, welches erst verlassen wurde, als die neue große Zeit der Reformation von Deutschland

herauf nach dem Norden kam, und sich die Lehre Luther's dort ohne Blutvergießen ausbreitete. Die Dänen aber führen heut zu Tage noch das weiße Kreuz im blutrothen Felde in ihrer geliebten ruhmreichen Flagge: dem Dannebrog. —

„Danke Ihnen sehr, Fräulein Indenborg," sagte Frau Hall mit schwacher Stimme. „Ihre Erzählung war recht aufregend. So viel Schlachten und Kämpfe! Und dann — das gefällt mir nicht, daß die Getaufte doch den finstern Heiden aufsucht, der noch dazu einen Mord begangen hat."

„Sollte vielleicht nicht gerade die Ewigkeit wahrer Liebe hierdurch hervorgehoben werden können?" bemerkte Charita schüchtern.

„Die Liebe zu Gott ist ewig, die andere menschliche Liebe zu dem König müßte nun die christliche Maria abgestreift haben und sich ihm nicht mehr nähern wollen," meinte Frau Hall.

Weidner heftete einen fragenden Blick auf Maria. Sie vermied ihn zu erwiedern; das arme Kind war in diesem Moment von der Furcht beherrscht, entweder Weidner oder ihrer Mutter durch ihr Urtheil mißfallen zu können.

Eine Pause trat ein.

„Wie gut Sie aber diese Sage voll Kriegsgetümmel und Gewaltthat erzählt haben. Man sollte Ihnen dies gar nicht zutrauen,“ fuhr Frau Hall in ihrer Kritik fort.

„Das macht die Vertrautheit mit dem Gegenstande,“ erwiederte Charita. „Wir Nordländer lieben die Mythologie unserer Vorfahren und unsern Sagenkreis über Alles.“

„Was mich besonders in Erstaunen setzt,“ bemerkte Weidner, „ist, daß Fräulein Indenborg so viele kriegerische Einzelnheiten in ihrer Sage gab, während solche Dinge gewöhnlich einer jungen Dame fern liegen.“

Fontenay schwieg. „Wenn Ihr wüßtet, welches Gestirn der musikalischen und dramatischen Kunst hier bei Euch wäre, Ihr würdet darüber nicht erstaunt sein. — Es ist erloschen — durch Deine Schuld!“ dachte er für sich.

„Wie anziehend Sie, mein Fräulein, die Gegenden in Ihrer Heimath schildern!“ nahm er dann das Wort. „Man hat bei Ihrer anmuthigen Erzählung das Bild so lebhaft vor sich, daß es ist, als wenn man das Alles schon ein Mal gesehen hätte.“

Charita schlug die Augen nieder. Sie unterdrückte gewaltsam die tiefe Bewegung ihres Innern.

„Man bekommt Lust, diese so wenig besuchten Gegenden ein Mal in Augenschein zu nehmen," sagte Weidner.

„Sollte dazu nicht Rath werden können," sagte Charita mit einem leichten Beben in der Stimme, das nur Fontenay bemerkte. „Ich las gestern, daß der deutsche Bundestag nahe daran sein soll, die Execution wegen Holstein gegen Dänemark zu beschließen."

„Wirklich! Dann seien Sie ruhig, mein Fräulein," erwiederte Fontenay lächelnd. „Der Bundestag hat sieben Jahr gebraucht, um zu berathen, ob die Sache überhaupt vor sein Forum kommen dürfe. Berechnen Sie sich also die Zeit, die er zur Beschlußfassung und Durchführung der Sache selbst brauchen wird! Nur keine Uebereilung! Wir kommen noch lange nicht!"

„Zu meinem doppelten Bedauern!" setzte er galant hinzu.

„So muß der Deutsche seiner selbst spotten!" bemerkte Weidner bitter. —

Frau Hall gab das Zeichen zum Aufbruch. Man

trat den Rückweg an. Wider seine Gewohnheit gab Fontenay der Frau Hall nicht den Arm, sondern blieb mit Charita hinter den drei voranschreitenden Personen.

Sie gingen den schmalen Pfad entlang, der durch die hohen dichten Tannen zum Wege nach Herzogenbad führte.

Charita war sehr bleich geworden. Ihr Kleid streifte Fontenay's Körper, als sie stumm nebeneinander hergingen.

„Charita," begann Fontenay plötzlich mit leiser Stimme, „noch kann ich es nicht glauben, daß Sie mich verlassen wollen; ich habe nicht entsagt — ich erklärte es Ihnen damals. Als Sie vorhin die Sage erzählten, da bebte mein Herz trotz meiner äußeren Ruhe. Wie erzählten Sie die Sage! Theures, herrliches Mädchen, das war Begeisterung, das war künstlerisches Empfinden! Die einfache Betonung, der edle Vortrag, all' das riß mich hin. Ich jubelte innerlich, theure Caren! Und außerdem, — ich glaubte am Tone Ihrer Stimme zu hören, daß Sie fühlten, was Sie erzählten von der Macht der Liebe, welche stärker als Glauben und Vaterland ist, und welche auch zu vergessen weiß."

Charita erbebte. Ihre Kniee wankten, ein unsäglicher Sturm zog noch ein Mal durch sie hin. Die Versuchung nahte sich in der verlockendsten Gestalt. Sie brauchte nur die Hand auszustrecken und das Paradies, was sie sich in diesem Leben noch denken konnte, umgab sie. — Sie hob die Augen und warf einen schüchternen Seitenblick auf ihn, der an ihrer Seite schritt. Da sah sie ihn in voller Kraft und Männlichkeit — und gerade das, was andere vielleicht verführt und hinübergezogen hätte, das führte sie sogleich auf den Weg zurück, den sie nach der Stimme des Gewissens für den einzig richtigen hielt. Wie! diese Kraft, dies Leben sollte sie an sich fesseln, während der Schmerz in ihrer Brust täglich ein lauterer Mahner wurde?

„Sie haben das Ende der Geschichte vergessen, Frederic! Denken Sie doch daran! Die Götter, lebend und webend in der gewaltigen Natur, entrücken König Golm. — Ein gewaltiges unbesiegbares Hinderniß ist vorhanden und der Himmel selbst trennte die Beiden. Es sollte nicht sein.“ — —

Trotz alle dem, was vorgegangen, trotz seiner Schuld, gewann in ihm einen Augenblick der gekränkte

Stolz die Oberhand. Die Röthe stieg ihm in's Gesicht, er senkte sein Haupt. —

Charita betrachtete ihn mit schmerzerfüllten Augen. — Sie bogen in den großen Weg ein. Maria wandte sich um. Sie sah den ernsten Ausdruck, der auf Beider Gesicht ausgeprägt war. Fontenay nahm zwar sofort wieder mit gewohnter Selbstbeherrschung sein gleichmäßiges ruhiges Wesen an, Charita aber war dies nicht sogleich im Stande. Maria schüttelte den Kopf. —

Die Gesellschaft erreichte bald das Badehaus, und man trennte sich. —

---

17. Kapitel.

Faehrden stellt die Situation fest.

Faehrden saß an demselben Tage, an welchem Charita die Sage erzählte, nachdenklich in seinem Zimmer.

„Es wird nichts mit Aarenstein," murmelte er in halblautem Selbstgespräch, — „ich wette darauf, der Teufelskerl, der Fontenay, hat die Sache contrecarrirt. Wenn sie wirklich mit Weidner auseinandergekommen wäre, auf Grund der Duell- und Zeitungs-Geschichte, so wäre eine Möglichkeit gewesen, daß sie in einem coup de désespoir diesem aufstrebenden Jüngling, der so gern und so bald als möglich die Erinnerung an seine Abstammung und an den Glauben seiner Väter auslöschen will, ihre Hand gereicht hätte; falls nämlich der Onkel es gewollt. Ich glaube, der Kerl sah sich schon als Commerzienrath und vor Allem als

Herr von Aarenstein; denn so sehr diese espèce den Adel zu hassen vorgiebt, so sehr liebt sie die Adelstitel. — — Aber es ist nicht der Fall. Maria scheint fest zu halten. — Ketty sprach etwas von gewechselten Briefen. Weidner ging heut' sogar mit Mutter und Tochter in den Wald. Wo hat Aarenstein seine Augen? Aber das macht die Eitelkeit. — Diese Sorte von Menschen, wenn sie sich in Geschäfte einlassen, die nicht das Geschäft betreffen, haben keinen richtigen Treffer. Also Rückzug! Verlorenes Gefecht. —

Stellen wir die Situation fest! Binnen kurz oder lang erfolgt der Krach. Weidner wird sehen, daß ihn der Rheder als Gatten seines Mündels nicht will, und Aarenstein wird sehen, daß Maria ihn nicht will.

Dann bin ich überflüssig; Aarenstein kann mich bei Seite werfen und mich gebührend chicaniren. —

Aber selbst wenn ich so ehrlich wäre, nun mit Weidner selbst eine Boxerei anzufangen, um ihn hier fortzudrängen, was ist dadurch zu erreichen? Die Krisis wird nur beschleunigt.

Also Rückzug!

Ziehen wir die Bilanz!

Aarenstein hat meine Wechsel; ich habe aber seine Anweisung. Er kann mich mittelst jener fassen; er hat auch jedenfalls an das Haus, auf welches die Anweisung lautet, geschrieben, ihn schleunigst von der Realisirung zu benachrichtigen, um Maßregeln gegen mich treffen zu können. Gelingt es mir, die Anweisung aber dennoch, ohne daß er es weiß, zu Gelde zu machen, so wäre ein Ausweg gefunden.“ — Er dachte eine Zeit lang nach. Dann ergriff er die Feder und schrieb einen Brief, rief Drigalla und übergab ihm den Brief zur Besorgung. Nach diesem Geschäft verfiel er in tiefes Nachdenken.

„Es kommt mir vor, als wenn ich mich nicht ganz sicher vor Fontenay fühle. Und doch, was kann er wissen! Dabei ist er selbst auf der schiefen Fläche; er ist derangirt, er ist in Verlegenheiten. So fing es auch mit mir an. — Vielleicht gelangt er noch einmal dahin, wo ich selbst schon lange angelangt bin.“ —

---

18. Kapitel.

Verschiedene Leute.

Die beiden Briefe Faehrden's fliegen durch die Gauen Sachsens und die gesegneten Fluren Schlesiens. Begleiten wir sie! Sie überschreiten den Oderstrom und langen am Morgen des nächsten Tages in Wartabrück, einer der Mittelstädte in dem slavischen Theile des preußischen Staates, an.

Auf dem Bahnhof empfangen uns polnische und deutsche Laute in buntem Gemisch. —

Es war 1863. — Drüben in Rußland tobte der letzte Aufstand eines Volkes, das mit Strömen von Blut die Sünden seiner Vorfahren nicht wieder gut machen konnte, eines Volkes, von dem man sagen kann wie von den Bourbonen: Sie haben nichts gelernt und nichts vergessen! Die Polen — sie sind die Bourbons unter den Nationen.

Es war 1863 — und zum Mißbehagen vieler deutscher Patrioten standen die preußischen Truppen an den Grenzen, um die Russen durch Ziehen eines Cordons, durch Abfangen der Zuzüge für den Aufstand zu unterstützen.

Wenige, sehr wenige ahnten, daß es ein Act der Voraussicht und weiser Politik war, das mächtige Rußland in Rücksicht auf kommende Zeiten uns freundlich gesinnt zu erhalten.

Auch im Inneren des Landes vigilirte man nach zuziehenden Insurgenten, nach Waffentransporten und geheimen Verbindungen.

Die Zuzüge nach Russisch-Polen sammelten sich vielfach in den Wäldern diesseits der Grenze, brachen dann plötzlich auf und suchten den preußischen Cordon zu durchbrechen und nach Polen hinüber zu gelangen, um dem Aufstand neue Nahrung zuzuführen.

Auf dem Bahnhof von Wartabrück zeigten sich Gensdarmen, und eine kleine Abtheilung feldmäßig ausgerüsteter Infanterie lag in demselben.

Ohne uns hier aufzuhalten, eilen wir dem von Faehrden aus Herzogenbad expedirten Briefen voraus und betreten die Stadt. Wir erhalten zuerst ein sehr günstiges Bild, da wir die sogenannte Neu- oder

Oberstadt passiren müssen. Breite Straßen, große Plätze, neue Häuser, Alleen von Akazien und Kastanien, elegante Läden, große Hotels treten uns entgegen. —

Doch bald ändert sich die Scene. Eine noch ziemlich breite Straße führt uns nach dem Marktplatz, und es zeigt sich uns somit die tiefgelegene Unterstadt. Die Häuser beweisen durch ihre Farben, daß sie lange keinen frischen Anstrich erhalten haben, vielfache Risse und Sprünge sind in den Mauern sichtbar. Es sind meist Giebelhäuser, doch nicht mehr aus der gothischen Zeit, sondern aus dem 17. und 18. Jahrhundert. Das aus dem Ende des 16. Jahrhunderts stammende Rathhaus mit seiner gewaltigen Colonnade in Rundbogen bietet einen stattlichen Anblick dar.

Noch prangt an ihm der Namenszug A. R. Augustus Rex Poloniae, ein Wahrzeichen aus jener Zeit, als ein deutsches Fürstenhaus dem protestantischen Glauben untreu wurde, für den gleißenden Schimmer einer polnischen Königskrone — der Krone eines schon dem Untergange geweihten, unrettbar der Unterdrückung entgegentreibenden Volkes. — Noch ist der polnische Adler mit den kurzen Flügeln an der Spitze des Rathsthurmes zu schauen, aber unten auf der Hauptwache

— ein Gebäude, das gleichfalls noch das Wappen der polnischen Republik trägt — schildern die preußischen Füsiliere. —

Von dem Markt geht nun ein Gewirr von schmutzigen Straßen und Gassen aus.

In jedem Hause ist mindestens ein Laden — und fast an Allen verkünden Inschriften in hebräischen Lettern die Herkunft seiner Besitzer — und mindestens eine Branntweinkneipe.

In den Gäßchen sinken diese Läden zu Trödelgebäuden und Verkaufshallen herab; der Kram, alte Sachen, Röcke, Hosen, Stiefeln, hängt vor und an den Thüren.

Auf offener Straße wird um ihn gefeilscht.

Aus den Branntweinläden taumelt an den Markt- und den so zahlreichen Festtagen der betrunkene polnische Bauer in blauem langem Rock und breitkrämpigem Hut oder Pelzmütze, hinter ihm her in einem nicht viel weniger betrunkenen Zustande sein Weib, welches den Rest seines Bewußtseins zusammennimmt, um den geliebten Ehegatten bis zu dem auf der Straße haltenden Gefährt zu bringen. Der leichte Wagen, bespannt mit den kleinen lebendigen, hier einheimischen Pferdchen, fliegt bald in munterer Gangart

die Straße entlang; die Pferdchen finden auch ohne die Leitung ihrer jubelnden und trunkenen Herren den Weg nach der Heimath. —

Die Bewohner dieser Gassen und Gäßchen, in denen ein starker Schmutz auf der Erde und ein Geruch von Branntwein, Zwiebeln und alten Sachen fast immer in der Luft liegt, sind meist israelitischer Abkunft.

Man träumt sich in ein Ghetto versetzt. Ueberall erblickt man die scharfgeschnittenen markirten Züge, die dunklen Augen, die lebhaften Gestikulationen, überall hört man den zischenden, gurgelnden Jargon mit seinen Beschwörungen und Betheuerungen, die Laute jenes wunderbaren Volkes, welches seit zweitausend Jahren aufgehört hat, Nation zu sein, ohne sein Dasein deshalb ganz einzubüßen, ohne seine Eigenthümlichkeiten vollständig zu verlieren.

Betreten wir eine jener Straßen — und steigen wir in dem Hause Nr. 5, zwei Treppen in die Höhe. Es herrscht auf denselben eine fast gänzliche Finsterniß, so daß man nur mit Mühe ein im zweiten Stock angebrachtes Schild, welches die Inschrift enthält: Isidor Elkeles, lesen kann.

Durch ein schmales und ebenfalls sehr finsteres

Vorzimmer geht es in ein ziemlich geräumiges Hinterzimmer, in welchem sich der Inhaber des Namens am Schilde in Morgentoilette befindet. Dieselbe war nicht geeignet, das was ihm die Natur an körperlichem Reiz versagt hatte, auszugleichen. — Herr Isidor Elkeles war in einen ehemals geblümt gewesenen Schlafrock gehüllt. Große und schlürfende Pantoffeln an den Füßen, ohne Halstuch, den langen Hals aus dem Kragen des Schlafrocks hervorstreckend, so stand er an einem kleinen Tische und rührte mit einem Zinnlöffel in einem Gefäß, das er auf eine Spirituslampe gestellt hatte. —

Es war die für die Familie bestimmte Morgensuppe, eine Flüssigkeit, bei deren Anblick der Magen des Herrn von Faehrden sich umgedreht haben würde.

Der fast gänzlich kahle Kopf des würdigen Mannes neigte sich über das Geschäft seiner Hände, und der Hals beschrieb mit demselben Schlangenlinien über der in dem Gefäße zischenden Suppe. —

Vor einem Spiegel stand eine Frau, vielleicht Anfang der vierziger Jahre, und wickelte sich einige lang herabhängende Locken in Papilloten.

Frau Isidore Elkeles, geborene Pinkus, deren Gesicht, wenn man von den ausgeprägtesten Merkmalen

des jüdischen Typus absieht, früher ein Mal hübsch gewesen sein mußte, jetzt aber nur scharfe und eckige Züge mit einem Paar sehr hervorstehender und stechender Augen zeigte, war von ziemlich bedeutender Größe. Wohl einen halben Kopf größer als ihr Gatte war Isidore.

Sie befand sich ebenfalls im Morgengewande, welches ihre große und starke Gestalt nur unvollkommen verhüllte.

„Bist de fertig, Isedor?“ ertönte die Stimme der Frau Elkeles in verdrießlichem und scharfem Tone.

„Noch nicht, mein Kind! Kann ich doch nicht sein fertig mit der Suppe, wenn ich habe gerade angefangen, sie zu kochen,“ erwiederte Herr Elkeles sanft.

„Warum hast De angefangen erst eben,“ entgegnete seine Ehehälfte, „bist De doch aus dem Bette seit fünfviertel Stunden.“

„Muß ich nicht lesen, wie De willst es selbst, die eingehenden Briefe, bevor ich mache Toilette?“

„Isedor schweige! De wirst alt und so bist De auch für's Geschäft. Läßt Dich ein auf faule Schwindeleien, Spekelationen, anstatt zu machen de guten und

sicheren Geschäftche mit feine Procente. Und kommt ä Honnetter, hast De kein Geld."

„Hab ich nich gegeben an den Herrn von Stiegelitz gestern erst uf ä Wechsel-Papier 200 Thaler?"

„Geh mer mit dem Stiegelitz, der Mann gefällt mer nich! Ich hätte Dir nich sollen geben das Geld."

„Wie heißt gefallen? Sollst Du ihn etwa heurathen, was? Bei meinem Leben! Hat er nicht den reichen Onkel fünf Meilen von hier auf dem Gut!"

„Was hat aber schon bezahlt für ihn drei Mal. Das hast De vergessen, Isedor! Ich sage, der Mann gefällt mer nich. Wenn er macht Pleite, wirst De denken an mich!"

Die würdige Frau ließ sich, nachdem sie die Geheimnisse ihrer Toilette beendet, auf einem Stuhle nieder.

„Der Stiegelitz, wenn er herein kömmt," fuhr sie fort, „setzt er sich nur auf den Püngsneh, und doch sieht er mer kaum, der Mann. Sagt er nur: wollen Se oder wollen Se nich? Is denn das ä Manier? Und gestern hast De gegeben dem Herrn von Spanken kein Geld, und dieser ist gut und immer fein gewesen."

„Isedore, mei Kind," antwortete Herr Elkeles, das

blecherne Gefäß von der Spiritusflamme nehmend und die in demselben befindliche Flüssigkeit, ein Gemisch von Semmel, Wasser, Salz und Zwiebel kostend, „Isedore, mei Kind, wie De red'st? Hab' ich Der doch gesagt, daß der Spanken schon is auf drei oder vier Stellen, und nimmt von vielen. Der ist reif und hat nicht mehr viel von der Luft.“ Dabei machte Isidor Elkeles eine Geberde mit der Hand, als wolle er sich die Kehle zuschnüren.

„Von wem hast De's gehört, Isedor? Vom Cohnche! und was da sind Leute! — — Gott der Gerechte, was thue ich damit, wenn ich hab' mein Vertrauen zu d i e Leut'?“

Frau Elkeles löffelte heftig aus dem Teller, den ihr Herr Gemahl mit dem duftenden Tranke gefüllt hatte, als könnte sie den gehaßten Stiegelitz zu gleicher Zeit mit Haut und Haar aufspeisen. — „Und das sage ich Dir, Isedor,“ fuhr sie nach einiger Zeit, mit dem Löffel auf den Tisch schlagend fort, daß ihr Gatte in die Höhe fuhr, „wenn der Stiegelitz will noch mehr nehmen — ich geb's nich das Geld, oder ich lass' machen den Beruhnche das Geschäft, anstatt Dich! Beim Leben meiner Mutter, ich hab's geschworen.“ —

Herr Isidor Elkeles beugte das kahle Haupt mit den spärlichen Silberlocken, wie die Lilie vor dem Sturm. Die letzte Drohung seiner Isedore verfehlte niemals ihren Einfluß auf Isidor. Er lebte mit seiner Ehehälfte nicht in gesetzlicher Gütergemeinschaft, räumte ihr übrigens eine bedeutende Stimme bei allen seinen eigenen Geschäften ein und hatte sich auch oft von ihrem praktischen Blick überzeugt. —

„Isedore, mei Kind," sagte er schmeichelnd, „kann ich Der sagen, eine Neuigkeit, welche Der wird beibringen andere Begriffe. Ich weiß, daß der Stiegelitz is verlobt mit einem reichen Mädchen vom Lande."

„Wirst De Dir genau erkundigen, Isedor!" versetzte seine Gattin majestätisch „und dann werden wer seh'n, ob noch is was zu machen mit Jenem."

Das Gespräch des interessanten Ehepaars wurde durch das Geräusch der Klingel unterbrochen — und es trat ein junger Sekondelieutenant der Infanterie in das Zimmer. —

„Guten Tag, lieber Elkeles, Ihr Diener, Madame Elkeles! Habe lange nicht das Vergnügen gehabt. — Habe leider nicht viel Zeit, denn ich muß noch in den Dienst. — Ja Elkeles, gestern ziemlicher Unglückstag; Cigarre, Elkeles? Bitte! — Habe heute zu be-

zahlen, nicht wahr? — Mein liebster Banquier, so geht's in der Welt! Gestern bin ich auf der Citadelle auf Wache und leider wird gejeut. — Halt, Madame Elkeles, was ich Ihnen mitgebracht habe, — denke manchmal an Sie, denn wir machen doch schon eine Zeit lang Geschäfte — sehen Sie hier eine famose Wachspomade — starker Geruch — und hält gut — könnte sogar Elkeles noch einen Scheitel herauskriegen — Hahaha! Na, nichts für ungut, Elkeles!"

„Gott, Herr Lieutenant, ich danke für die Aufmerksamkeit! Das that der Isedor nicht Mal, wie er Bräutigam war," entgegnete Madame Elkeles geziert. —

„Na also, mein lieber Banquier, um auf das Jeu zurückzukommen, so verliere ich den Bettel, den ich zur Bezahlung für Sie bei mir führte — und da bin ich blank — sehen Sie!" er zeigte sein Portemonaie, „und arm wie eine Kirchenmaus."

Isidor Elkeles kratzte sich hinter den Ohren.

„Bei meinem Leben, Herr Lieutenant, ä Wechsel is Geld — kann man ihn doch nur haben für Geld!"

„O, alter Schäker, Sie wissen recht gut, daß man ihn auch für einen Wechsel haben kann, also her mit

dem alten, geben Sie ein neues Formular! Wir erhöhen die Summe um die Zinsen."

Nach einigem Hin- und Herreden, und nachdem Frau Elkeles ihrem Gemahl einen bestätigenden Blick zugeworfen hatte, wurde die Sache abgemacht. Der junge Offizier unterzeichnete ein neues Papier, empfing das alte unter tausend Betheuerungen des Elkeles, daß er der einzige sei, mit dem er es so mache, zurück; — anstatt aber zu gehen, blieb er und streckte, nachdem er sich niedergelassen, seine Beine weit aus, seinen Schnurrbart streichend. —

„A propos, Madame Elkeles, was macht Ihr Herr Sohn? Ein hübscher Mensch. Sieht Ihnen ähnlich, Madame Elkeles!"

„Ich danke Sie für's Compliment, Herr Lieutenant," versetzte Frau Elkeles, „der Beruhnche wird jetzt kommen in ein neues Geschäft." —

„Sie haben wohl viel an seine Erziehung gewendet, es kam mir vor, als wenn er gute Manieren hätte."

„Gott, ä schönes Geld! Aber immer habe ich zum Isedor gesagt: die Kenntnisse und die Bildung — se stellen den Menschen auf die Höhe des Cunculätionspunktes." Frau Isidore sank nach dieser An-

strengung für „die Bildung“ ermattet in ihren Sessel zurück.

„Ja, ja, das ist wahr, Madame Elkeles, Sie sagen da etwas sehr Kluges,“ entgegnete der Lieutenant wieder, um dessen Mundwinkeln ein Lächeln zuckte, und der sich kaum die Mühe gab, seinen satyrischen Ton zu verbergen. — „Nun Elkeles?“

„Nun?“ wiederholte dieser etwas erstaunt aufsehend. —

„Na, wenn Sie es mir nicht anbieten, so muß ich es schon sagen — ich brauche natürlich Geld.“

„Bei meinem Leben!“ rief Herr Elkeles.

„Aber beste Madame Elkeles, Sie machen ja auch ein erstauntes Gesicht,“ wandte sich der Krieger an die würdige Dame, „soll ich zu Anderen gehen und mir den Mammon dort nehmen? Das würde mich schmerzen!“

„Herr Lieutenant, mer wissen, daß Se sind ä nobler Mann, aber wissen Se, Herr Lieutenant, erst nich ßahlen und dann noch mehr verlangen. S'ist selten, daß man das hört, Herr Lieutenant!“ erwiederte die Blindschleiche, mit dem langen Hals heftige Windungen beschreibend.

„Nun, dann habe ich mich in Euch getäuscht," erwiederte der junge Offizier, nachlässig seinen kleinen Bart drehend. „Sie wollen nicht! Gut! Sie wären dann bei einem demnächstigen Arrangement meiner Schulden voll bezahlt worden. Sprechen wir nicht mehr davon." — Er erhob sich, als wolle er gehen.

„Wie viel wollen Se nehmen, Herr Lieutenant," rief jetzt Madame Elkeles.

„Ich sage Ihnen, sprechen wir nicht mehr davon."

„Wieviel wollen Se, Herr Lieutenant?"

„Ich wollte 200 Thaler, aber" —

„Sollen Se haben 100 Thaler jetzt und de andern in 3 Tagen. Isedor, mach' den Schrank auf!"

Isidor winkte und krümmte sich fast, aber ein befehlender Blick seiner Frau und ein Schlag mit dem Löffel auf den Tisch brachten ihn zum Gehorsam. — Während das Geschäft noch gemacht wurde, trat ein junger Mann in das Zimmer; derselbe war sehr klein zu nennen, trug die lockigen schwarzen Haare sorgfältig frisirt, hatte von seiner Mutter die starkgebogene Nase und die hervorstehenden Augen, von seinem Vater die ungeraden Beine geerbt. Der Kopf stak im Gegensatz zum Vater etwas tief in den Schultern, welcher Naturfehler durch die Körperhaltung des

jungen Mannes nicht verbessert wurde. — Gekleidet war derselbe in dem auffallendem Geschmack der niederen Klasse junger jüdischer Handlungsbeflissener in Wartabrück.

Der Ausdruck seines Gesichts war ein Gemisch von Schlauheit und Eitelkeit. —

Der junge Mann trat sehr polternd und mit großer Nonchalance in's Zimmer. „Morgen, Herr Lieutenant, schon wieder im Geschäft? Das nenne ich betriebsam. — Wo ist das Frühstück, Mutter?"

Frau Elkeles brachte in Eile Kaffeekanne und Tassen.

„Habe ich doch gesagt, daß Du sollst mir anschaffen eine kleine Tasse. Es ist 'ne Gemeinheit zu trinken aus solcher Tasse. Frage den Herrn Lieutenant, es ist nicht fein!"

Dabei setzte sich der Sprößling und fing an sein Frühstück zu sich zu nehmen, welches abweichend von dem der beiden Alten aus Kaffee und Buttersemmel bestand, während beide Eltern ihn mit Blicken von Stolz und Freude betrachteten.

„Da liegt der Talmud und das Morgengebet aufgeschlagen," fuhr der junge Mann fort. „Wann werdet

Ihr aufhören mit dem Unsinn? Habe ich Euch nicht erzählt und klar gemacht, worauf es ankommt bei der wahren Religion, zusammen mit Bildung und Fortschritt? Ob ich nicht Recht habe? Frage den Herrn Lieutenant!"

Die Mutter senkte das Haupt, als sei sie bei etwas Unrechtem ertappt; der Vater lachte vergnügt, als ob es ihn sehr freue, einen so gebildeten Sohn zu haben.

„Aber ich will's Euch austreiben," fing der liebenswürdige Sohn, mit vollen Backen kauend, wieder zu sprechen an, „morgen, wenn ich komme, will ich's nicht sehen das Gebetbuch, und könnt Ihr früher beten." —

Die Klingel ertönte abermals.

„Ach, es wird sein der Herr von Chlapowski!"

„Wirst De schweigen," fuhr der Sohn die Mutter an, „s'ist 'ne Gemeinheit, zu sagen den Namen vor dem Herrn. Discretion im Geschäft! Frage den Herrn Lieutenant!"

Die Mutter wurde roth und schwieg. —

„Es ist Zeit!" sagte der Offizier, indem er seine Mütze nahm.

Vertraulich streckte Elkeles dem alten Kunden seine Hand entgegen, in die der Offizier seine Fingerspitzen legte. —

Draußen auf der Straße zog er ein Schnupftuch hervor, wischte sich sorgfältig die Hände ab, zog die Handschuhe an und bedampfte sich mit der brennenden Cigarre.

„Nette Gesellschaft!“ murmelte er. „Verdirbt Einem die ganze Atmosphäre. Ich glaube, die Morgensuppe des Kerls trage ich noch acht Tage mit mir herum, aber muß man nicht, wenn man ein Mal in ihren Klauen sitzt?“ —

„Isedore!“ sagte oben Herr Elkeles zu seiner Frau, „Du wirst sehen, dies Mal ist Dein Rath nicht gut, mein Kind! Der Herr sitzt an vielen Stellen, ich weiß es!“

„Isedor, sei kein Narr! Der wird noch bekommen Credit mit dem Mundwerk, was er hat, auf ein halbes Jahr. Warum wollen mer nich mitnehmen so lange den Verdienst? Drücke ihn in einem Vierteljahr; s'ist noch Zeit.“ —

Gleich darauf trat ein Herr in Civilkleidung in das Zimmer. Scharf geschnitten war das Profil desselben; ein kleiner dunkler Schnurrbart, die etwas bräunliche Gesichtsfarbe, das halblange Haar und der nicht geckenhafte, aber sehr elegante Anzug desselben bezeichneten den polnischen Edelmann.

„Sie haben mir gegeben Credit auf mein Gut — ich kann nicht Ihnen jetzt zahlen — ich muß haben Prolongation.“

„Das Papier beträgt 6000 Thaler, Herr Graf,“ erwiederte Isidor, dasselbe hervorsuchend.

„Ich wissen es. Ich werde Ihnen zahlen gern die Zinsen.“

Frau Elkeles machte ihrem Mann ein verneinendes Zeichen.

„Herr Graf,“ erwiederte dieser, „ich habe riskirt schon damals viel mit dem Geschäft und bin ich froh, daß ist gekommen der Zahlungstermin.“

„Haben Sie denn nicht Sicherheit auf mein Gut?“ erwiederte der Edelmann, „und ist diese nicht die beste, die man geben kann?“ —

„Sicherheit auf ein Gut ist ausreichend,“ ertönte jetzt Frau Elkeles Stimme, „wenn das Gut nicht verschuldet is — aber besonders in die jetzigen Zeiten, wo man nicht weiß — wo man kann gewärtigen dies und das wegen de Revolution! — Herr meines Lebens, wer kann sagen, Herr Graf, ob Sie nicht schon morgen sind in Russisch Polen drüben oder — in einer königlichen Casematte!“

Der Pole erröthete. Man sah ihm an, wie unangenehm ihm diese Unterredung war. Der Wider-

wille gegen die Kinder Israels liegt tief im slavischen Blut. —

„Machen Sie Ihre Bedingungen kurz, ich kann nicht zahlen die 6000 Thaler in diesem Moment.“

„Werden wer finden ein Arrangement, Herr Graf,“ sagte geschmeidig Elkeles, „werden Se mir verschreiben die Strecke Wald ganz zu meiner Disposition, hinter dem Schlosse rechts, zu meiner Sicherheit, und werde ich Ihnen gegen Bezahlung der Zinsen prolongiren den Wechsel.“

Die Strecke Wald hinter dem Schlosse war eigentlich das einzige, was der Edelmann noch von seinem Gute ganz sein eigen nennen konnte. Er blickte auf den lauernden Juden, es zog ihm Wehe durch's Herz.

„Der Wald ist 15,000 Thaler werth,“ sagte er kurz.

„Ist es doch nur zur Sicherheit, Herr Graf,“ erwiederte Elkeles geschmeidig, „und werden Sie in sechs Monaten sicher beßahlen die Papierche. Ich werde Ihnen jetzt erlassen die Zinsen zur Hälfte und ßahlen auf ä Wechselpapier 1000 Thaler extra, wenn Se mer geben die Sicherheit.“ —

Der Pole schwankte. — Aber die augenblickliche

Ersparung der Zinsen — 1000 Thaler noch außerdem, was war damit nicht zu machen, was nicht im Spiel zu gewinnen? — und endlich blieb noch die Insurrection im Hintergrund. — In weniger als fünf Minuten war das Geschäft gemacht, und nachdem er sich des letzten Theils seines väterlichen Besitzthums an ein Mitglied der von seinen Landsleuten so gehaßten und verachteten Klasse entledigt hatte — verließ er das Zimmer.

Es kamen noch einige polnische Edelleute, welche je nach ihrem Werthe abgefertigt wurden; es kam ein kleiner deutscher Bürger, der flehentlich bat, mit der Kündigung einer auf seinem Grundstück stehenden Summe noch ein Vierteljahr zu warten, und der endlich die Zusicherung auf sechs Wochen erhielt unter Inpfandgabe einer Hypothek und sofortige Zahlung von 40 % des geliehenen Capitals, die er seufzend auf den Tisch legte. —

Endlich kam die zweite Poststunde.

Auch der Brief des Herrn von Faehrden gelangte jetzt an Elkeles. Dieser las ihn nachdenkend und gab ihn dann an Isidore zum Lesen. —

„Es ist derselbe Herr, Isedore,“ sagte er, „von dem ich habe müssen kaufen den Wechsel für den Herrn Aarenstein jun. in Breslau, mit dem ich stehe

gut in Verbindung und bekomme meine feine Provision. Ich soll zahlen an den Herrn von Faehrden auf eine Anweisung von 3000 Thaler, ausgestellt von Herrn Aarenstein an ihn und zahlbar von einem Banquierhaus in Breslau, die er mir will geben in Pfand und übergeben mir oder meinem Sohn, in Hofenau zu einer bestimmten Stunde — 2400 Thaler. — Es ist ein schöner Verdienst — aber wie kann ich machen das Geschäft? Stehe ich doch mit Herrn Aarenstein in Verbindung und habe gemacht als Agent für ihn viel im Geschäft."

„Hast De verdient schon 600 Thaler baar bei ihm, Isidor? Würde ich machen das Geschäft mit dem Herrn von Faehrden."

„Aber der Herr Aarenstein will ihn haben in der Hand. Umsonst kauft man nicht auf die Wechsel von Jemand. Wird mer entziehen de Kundschaft, wenn er hört, daß ich habe gegeben dem Faehrden mei Geld, vielleicht um machen zu Schanden, was der Herr Aarenstein hat mit ihm vor."

„Isedor," sagte die Frau mit Würde, „schäme Dich vor mir und Deinem Sohn. Beruhnche, hör' zu." —

„Laß mer sprechen, Isedore." —

„Halt's Maul, Vater," fuhr der Sohn wieder dazwischen, „wer unterbricht, ist dumm."

Der verhärtete Wucherer, dessen Herz sich nicht regte bei dem Jammer von Hunderten, lachte wieder über diese passende Bemerkung seines Sohnes, die ihm von Bildung zu zeugen schien. —

„Ich sage Dir Isedor, Du wirst alt!" fuhr seine Gattin fort. „Braucht's der Aarenstein ßu wissen, daß Du hast gegeben das Geld an den Faehrden. He? Was? Wozu is da der Sohnche, den er nie hat gesehn. Kann er nich erheben das Geld für die Anweisung und sagen, daß es is für ihn? So schlägst De zwei Fliegen mit einer Klappe, wenn De bekommst Deine Provision von dem Aarenstein für die gekauften Wechsel und zugleich verdienst de 600 Thaler bei dem Geschäft mit der Anweisung?"

„Isedore," antwortete Elkeles, seine Frau umarmend, welche sich eben mit der Lieutenants-Wachspomade einen Scheitel anlegte, „Du bist ein großes Weib; bei meinem Leben! Wer ich mer überlegen die Sache und werde ich wahrscheinlich schicken den Beruhnche zum Geschäft mit dem Faehrden nach Hofenau. — Die Reisekosten muß er ßahlen der

Faehrden und mer lassen empfangen den Cohnche das Geld für die Anweisung.“ —

Da tönte in der Ferne der abgemessene scharfe Klang der preußischen Trommel. Bald schallte es näher; laut und hallend klang es wider in den engen Straßen. Ein Bataillon marschirte in vollständiger Feldausrüstung, seine Patronen- und Bagage-Wagen hinter sich die Straßen hinab.

„Schon wieder ein neues Bataillon an die Grenze und bei meinem Leben, da siehst De den Stiegelitz! Was er sieht lustig aus der Mann! Und wahrhaftig, er sieht rauf und lacht. Kann ä Mensch sein lustig, wenn er sich vielleicht muß lassen ßerschießen die Knochen? Und de Polen sollen in der Provinz selbst sehr unruhig sein. Auch hat es gesetzt blutige Köpfe zwischen unseren Truppen und den Insurgenten, welche wollten nach Rußland hinüber, bei Miloslaw. Werd' ich warten bis Nachmittag auf die neuesten Depeschen.“

Dies that er denn auch. Als er aber dem Abraham Czareck am Nachmittage begegnete und dieser sich über den Herrn von Faehrden, und ob er noch fein sei, bei ihm erkundigte, — er also daraus zu entnehmen glaubte, daß dem Czareck auch eine Offerte gemacht

sei, außerdem die Depeschen lauteten, daß Alles wieder ruhiger stehe, da sandte er noch am Abend seinen Sohn mit dem Schnellzuge nach Hofenau, um das Geschäft mit dem Herrn von Faehrden abzumachen.

19. Kapitel.

Zum letzten Mal.

Mehr als acht Tage waren wiederum verflossen. Das letzte Drittel des August war herangekommen. Im Thal von Herzogenbad hatten die Bäume jenes dunkle Grün, welches den Spätsommer bezeichnet. Die Rosen waren verschwunden aus den Gärten an den Mühlen bis auf die einzelnen lieblichen Monatsrosen, welche uns bis spät in den Herbst hinein erfreuen. Die Tage waren kürzer, die Schatten senkten sich früh in das tief eingeschnittene Thal herab. — Sie waren aber heiß, diese Tage. Drückend und schwül war die Luft, klar waren die Nächte, groß und golden leuchteten die Sterne. — —

Doch Weidner's Stern schien wieder im allmäligen Erbleichen. Je deutlicher der Herbst sich in der Ferne zeigte, desto drohender, wenn auch mit langsamem schlep-

pendem Tritt rückte ihm das Geschick näher — das Geschick der endgültigen Erklärung, der Entscheidung, der Trennung, wenn nicht Maria die Kraft besaß, alle Hindernisse vor ihrem Willen fallen zu machen. — Immer lauter tönte die Frage in seinem Innern wieder: Wird sie es können? Oh, wenn ich ein Pfand hätte, ein sicheres, daß sie es könnte!

Und er hatte in der That Ursache genug, sich diese Frage oft vorzulegen.

Nachdem etwa vierzehn Tage seit dem ersten Ausgang der Frau Hall verflossen waren, schien ihr Benehmen gegen Weidner wieder kälter und zurückhaltender zu werden. Annäherungen an den Rheder, welche sowohl von Weidner als von Fontenay oft versucht worden waren, mußten aufgegeben werden, denn der Rheder wich ihnen nicht nur aus, wo er konnte, sondern gab ihnen, falls es zum Gespräch kam, so kalte und schneidende Antworten, daß Beide bald von allen solchen Versuchen abließen.

Der Rheder sah mit Ungeduld dem Zeitpunkt der Abreise entgegen. Der Arzt hatte noch eine Frist von vierzehn weiteren Tagen der Ruhe für Frau Hall verlangt. Dann war er aus dieser unangenehmsten Zeit seines Lebens herausgerissen. Maria's Verhältniß

zu Weidner, meinte er, würde der Trennung nicht Stand halten und sich schnell lösen. Er würde dann versuchen, schleunigst Maria durch eine der honorabelsten Partien der Reichsstadt zu trösten. Seine Hochzeit mit Edith sollte sobald als möglich stattfinden; und so, glaubte er, würde sich die nächste Zukunft glücklich für ihn und seine Familie gestalten.

In einer Nachmittagsstunde saßen Frau Schnabber, der Professor und der Kanzleirath unter der Linde auf der Terrasse. — An dem entgegengesetzten Ende des Tisches Thildchen neben einem langen Fähnrich, mit dem sie eine anmuthige Causerie unterhielt. Der junge Mann kam seit einiger Zeit öfters von der Festung herunter und suchte in dem kleinen Bade, nach Weise aller Fähnriche, die möglichste Unterhaltung, wobei er die Parole: je toller, je besser — für sich ausgab.

Thildchen war recht liebenswürdig gegen ihn, um so mehr, als Herr von Faehrden sich heute in Hofenau befand — vielleicht auch, daß sie gerade beabsichtigte, Faehrden, der in diesen Stunden zurückerwartet wurde, für sein beharrliches Stillschweigen der letzten Tage über die Briefe des Onkels in Thüringen zu strafen. —

„Aber sagen Sie mir, Herr von Bärenstein —“ begann Frau Schnabber —

„Bärenburg, meine gnädigste Frau!“ sagte der Fähnrich, der auf sein Geschlecht zu stolz war, um den Namen desselben unnützer Weise variiren zu lassen.

„Gut, Herr von Bärenburg! Wie ist es möglich, daß keine Untersuchung wegen des neulichen Duells eingeleitet worden ist?“ fragte Frau Schnabber.

„Was wissen denn gnädige Frau von einem Duell?“ erwiederte der Fähnrich mit wichtig geheimnißvoller Miene.

„Ach gehen Sie doch, Herr von Bärenbach!“

„Bärenburg!“ corrigirte der Fähnrich.

„Herr von Bärenstein, wollt' ich sagen — gehen Sie doch! Meinen Sie denn wirklich, wir wüßten nicht Bescheid?“

„Also wirklich,“ erwiederte der Fähnrich, dem erröthenden Thildchen zum zehnten Male ein Garnknäuel fortnehmend, „so wirklich, meine Gnädigste? Nun dann muß ich es ja wohl zugestehen. Die Sache verhält sich so, daß die Wunde des Herrn von Steinach nicht gefährlich ist. Sein Vater ist ein einflußreicher Mann, dem es nicht recht war, daß die Angelegenheit weiter verfolgt wurde, und der daher alle Minen springen ließ, dieselbe todt zu machen.“

Und der Fähnrich warf neckischer Weise das erhaschte Garnknäuel wieder in Thildchens Schooß, welche dies geistreiche Spiel jedes Mal mit anmuthigem Erröthen aufnahm. —

Der Professor, der eine Beeinträchtigung des Laufes der Justiz in Preußen jedenfalls nicht verfehlt haben würde, auf das Schärfste zu brandmarken, nahm eine Prise und schien mit dem Ausgange der Sache sehr zufrieden. Nicht so war es mit Frau Schnabber. —

„Erbarmen Sie sich Herr von Bärendorf," rief sie, „was das für Gesetze sind!"

„Ich habe sie nicht gemacht!" versicherte der Fähnrich, Thildchen mit einer ihr entwendeten Stricknadel scherzend in die Hand pikend.

„Was meinen Sie, Kanzleiräthchen?" rief Frau Schnabber, welcher die Versicherung des Fähnrichs nicht zu genügen schien.

„Ich meine," sagte der Kanzleirath gewichtig, „es war ein politisches Duell und als ein solches hätte es müssen die Augen der hiesigen hohen Regierung auf sich ziehen. — Ich habe wenigstens nach Schillinghausen darüber berichtet und bemerke ganz ergebenst, daß mir direct aus dem dortigen Cabinet Aufträge, diese Angelegenheit betreffend, zugegangen sind." Und der

Kanzleirath liebäugelte mit seinem Ordensband, als wenn er schon statt der dritten, die zweite Classe des Spechts im Knopfloch sitzen gehabt hätte.

„Ein politisches Duell, Herr Kanzleirath?“ bemerkte Thildchen schnippisch. „Sie kennen meine Ansicht darüber!“

„Mißverstehen Sie mich um Gottes Willen nicht, Herr von Bärenhaus,“ fuhr Frau Schnabber eifrig fort, „ich meine nicht, daß der arme Herr von Steinach Strafe verdient, nein durchaus nicht! Aber der Assessor, der müßte heran!“

„Gegen diesen allein konnte man die Untersuchung doch nicht einleiten,“ bemerkte der Professor.

„Erbarmen Sie sich, Herr Professor, warum denn nicht? Erinnerst Du Dich Thildchen an den Fall 1830?“

„Nein, Mama!“ sagte Thildchen sehr entschieden und schüttelte den Kopf, daß die Locken weidlich auf dem Chignon tanzten, wodurch sie dem Fähnrich zu einer seiner Ansicht nach witzig-treffenden Bemerkung über die Schönheit dieser Haare Gelegenheit gab. — „Nein Mama, daran erinnere ich mich gar nicht, wie denn der Mensch ohngefähr fünfzehn Jahre vor seiner Geburt nicht zu denken pflegt.“

„Hahaha," lachte der Fähnrich, „wahrhaftig eine riesig gewandte Antwort! Sehr gut gesagt! Wirklich schneidig, Fräulein Thildchen!"

„Aber ich glaube wirklich, ich werde etwas confus," sagte Frau Schnabber, „wie ist das auch möglich? Nicht vom Hörensagen kannst Du Dich entsinnen. Aber was ich sagen wollte — ja der Fall von 1830 —"

„Meinen Sie den Fall der Bourbonen?" frug der politische Kanzleirath. —

„Ach was Bourbons," sagte Frau Schnabber, „nein, ich meine den Fall in Kreuzburg. Achtzehnhundertdreißig also hatte der Doctor Kannberger die Frau des Gutsbesitzers von Willich ver — ein Verhältniß hatte er mit ihr."

Der Fähnrich hörte mit dem Knäuelwerfen auf; die Geschichte fing an, ihn lebhaft zu interessiren.

„Also denken Sie sich, meine Herren, der Doctor wird von dem Gutsbesitzer dabei überrascht."

„Wobei?" frug der Fähnrich vorlaut.

„Ach gehen Sie doch Herr von Bärenwald! Zu genau muß man so etwas nicht wissen wollen," erwiederte Frau Schnabber. „Genug, er wird überrascht!"

„Das ist unangenehm!“ bemerkte Herr von Bärenburg und warf einen feurigen Blick auf das erröthende Thildchen.

„Ja denken Sie sich, das dachte der Doctor auch und sprang zum Fenster hinaus, wobei er sich das Bein verstauchte.“

„Herr Gott!“ rief der Kanzleirath.

„Oh!“ sagte der Fähnrich in bedauerndem Tone. Er war offenbar sehr enttäuscht und nahm Thildchen wieder eine Stricknadel fort.

„Was thut der Gutsbesitzer von Willich, Herr Kanzleirath,“ frug Frau Schnabber eifrig, „was thut er?“

Dieser murmelte etwas von „früheren Zeiten“ — jetzt wolle er mit solchen Geschichten nichts mehr zu thun haben.

„Er schickt dem Doctor eine Forderung zu und schießt den armen Doctor mausetodt.“

Frau Schnabber sah sich mit großer Entrüstung im Kreise um.

„Nun dann kann man ihn gerade nicht tadeln,“ meinte der Fähnrich, „wer so etwas riskirt, muß auch sein Leben riskiren.“

„Das Leben ist der Güter höchstes nicht!“ murmelte der Kanzleirath.

„Nun nehmen Sie es mir nicht übel, Herr von Bärenhaus! Wegen solch leichtsinniger Frau, solcher Lappalie! Was soll da die Schießerei?“

„Lappalie, Mama?“ sagte Thildchen, „die Ehre einer Frau!“

„Erbarme Dich, Thildchen, was verstehst Du vorläufig von der Ehre einer Frau? Sage mir das! Das muß ich besser wissen, die ich verheirathet bin und habe so oft heirathen sehen. Aber was ich nun sagen wollte, Herr Professor, in diesem Falle wurde doch auch die Untersuchung gegen den Einen eingeleitet. Sehen Sie!“ rief Frau Schnabber.

Der Professor, der den Anfang dieser Mordsgeschichte schon zu Ende derselben vergessen hatte, machte ein verblüfftes Gesicht. „Erlauben Sie, Frau Schnabber,“ nahm der Kanzleirath das Wort, „gestatten Sie, wenn ich beiläufig bemerke und Sie darauf hinweise, daß der Andere todt war, daher nach Römischem und Deutschem Recht von jeder Untersuchung befreit. Es entbehrt also der hiesige Fall der Analogie mit dem sich 1830 in Kreuzburg ereignet habenden in juristischer Beziehung in der That gänzlich.“

„Richtig, Herr Kanzleirath, fehlt Analogie!" sagte der Fähnrich. —

Die Gesellschaft fing an zu lachen.

Frau Schnabber wurde vor Aerger roth im Gesicht. „Thildchen," fuhr sie plötzlich auf, „wenn Du auch glaubst, daß Deine Mutter eine arme, unwissende Frau ist, die keine Analogien kennt, so bitte ich Dich doch, daß Du nicht mit Garnknäulen spielst. — Zu meiner Zeit that man das nicht, und so lange, als ich Deine Mutter bin, läßt Du das gefälligst."

„Aber Mama," bat Thildchen, „Du sprichst doch nicht ernsthaft davon, als Mutter abdiciren zu wollen?"

„Das werde ich doch," sagte Frau Schnabber noch immer ehr erregt, „ich vertrage viel, aber man muß mir nicht mit Analogien kommen. — Und dann, Thildchen, was soll das Stricken hier? Was muß sich der Herr von Bärensprung davon denken? Welche junge Dame von Ton strickt wohl jetzt noch? Sage mir das! Sticken oder kleine Frivolitäten machen, das ist eine angemessene Beschäftigung!"

„Gut," rief der Fähnrich entzückt, „Fräulein Thildchen, machen wir kleine Frivolitäten!"

In diesem Moment erschienen Fontenay und Charita auf der Terrasse und gingen daselbst langsam auf

und ab. Die Schnabbers hefteten neugierige Blicke auf sie, und der innere Zwist war sofort vergessen.

„Sagen Sie mir, meine Herren," bemerkte Frau Schnabber, „wer ist eigentlich dieses Mädchen?"

„Nun, Fräulein Charita Indenborg!" erwiederte der Kanzleirath.

„Das mag richtig sein," bemerkte Frau Schnabber, über die Naivität des Kanzleiraths erhaben lächelnd, „aber was ist sie? Sie ist hier ganz allein. Ist dies mit der Sitte der Welt vereinbar für ein junges Mädchen? Wer sind ihre Eltern? Wo hat sie ihre Mutter? Würde ich Thildchen allein in ein Bad reisen lassen?"

„Nein, Mama, gewiß nicht!" versicherte Thildchen entschieden.

So fern dem alten Gelehrten der Kummer und die Sorge der Frau Schnabber um Charita's Ruf und Heil lagen, so verstand er doch in diesem Falle sogleich, um was es sich hier handle.

„Man braucht Fräulein Indenborg nur anzusehen," sagte er einfach, „um zu erkennen, daß sie mit oder ohne Mutter überall respectirt werden wird; außerdem hat sie sich hier der Frau Hall angeschlossen."

Frau Schnabber verschluckte ihr Mißvergnügen über

diese Antwort und schwieg mit einer Miene, welche über die Unerfahrenheit des Professors gründlich den Stab zu brechen schien.

„Ach, da kommt der Herr von Faehrden aus Hofenau zurück," rief jetzt Thildchen, auf einen im Thal heran rollenden leichten Wagen deutend. Bald hielt derselbe unten an der Terrasse.

„Thildchen," flüsterte Frau Schnabber, nachdem sie das Töchterchen vorher zu sich herangewinkt hatte, „ich bitte Dich, sei vorsichtig. Keine Dummheiten mit dem Fähnrich! Gieb ihm nicht Gelegenheit zu irgend einer Ausflucht."

„Nein, Mama!" sagte Thildchen, sich in die gehörige Verfassung setzend.

Faehrden stieg die Treppe zur Terrasse hinauf, nachdem er dem Kutscher einen Thaler zugeworfen hatte. Er hatte etwas Aufgeregtes und Uebermüthiges. Sein Gesicht war geröthet.

Als er die Terrasse erstiegen und den Fähnrich bei Thildchen erblickt hatte, nahm er sogleich eine gekränkte Miene an. Er zog den Hut und wollte nach dem Hause gehen, wobei er direct Charita und Fontenay begegnete.

Es fuhr ihm die Idee durch den Kopf, Thildchen

zu ärgern und Charita ein Mal die Cour zu machen, so recht vor Thildchen's Augen.

„Ganz gehorsamer Diener, meine Herrschaften," sagte er, den Hut tief ziehend. „Wie ist Ihr Befinden, Fräulein Indenborg?"

„Danke sehr," erwiederte diese etwas erstaunt die schönen Augen aufschlagend, „ganz leidlich, Herr von Faehrden!"

Fontenay's geübtes Auge sah sofort, daß Faehrden einige Gläser zu viel genommen — was in der Freude über das eben glücklich mit dem jüngeren Elkeles am bestimmten Stelldichein realisirte Geschäft geschehen war.

Fontenay erwiederte Faehrden's Gruß und wollte mit Charita weiter gehen.

„Gestatten Sie, daß ich Ihren Spaziergang mitmache," fuhr Faehrden fort, sich sogleich an Charita's rechte Seite begebend. „Seit hier gewisse Verhältnisse eingetreten sind, muß man vergnügt sein, überhaupt wieder mit einer Dame zusammenzukommen. Und Sie wissen selbst, mein gnädiges Fräulein, wie sehr ich die Galanterie liebe und — wie leicht sie mir stets bei Ihnen geworden ist."

Charita antwortete nicht. Faehrden ging ungemein

nahe neben ihr, so daß sie sich unwillkürlich Fontenay näherte.

Auf jeden Feinfühlenden hätte Faehrden's Gebahren wohl keinen angenehmen Eindruck gemacht, wie viel mehr mußte dies bei den obwaltenden Verhältnissen auf Fontenay und Charita der Fall sein!

„Das Bad bekommt Ihnen durchaus, Fräulein Charita," fuhr Faehrden mit etwas schwerer Zunge fort. „Ihr Aussehen ist fast blühend geworden. Freilich, man weiß hier nicht, hat man interessante Blässe oder die Farbe der Rose vorzuziehen." Und er heftete seine Augen auf Charita, nachdem er sich durch einen Seitenblick überzeugt hatte, wie die Schnabbers die Köpfe zusammensteckten.

Fontenay's Blut fing an zu wallen. Er fühlte den Druck von Charita's zartem Körper, die sich in dem Bestreben, von Faehrden möglichst fern zu bleiben, näher an ihn drängte.

„Aber wahrhaftig," begann Faehrden wieder, sich eine neue Cigarre ansteckend, „ich treffe hier etwas ganz Neues! Als ich aus der Ferne ein Paar auf der Terrasse lustwandeln sah, so glaubte ich natürlich, es wäre die oceanische Droschke mit seinem zärtlichen Fräulein Braut, oder der Wahrheitsmann, verzeihen

Sie! ich meine den Assessor Weidner mit Fräulein Maria, oder der Professor mit Frau Schnabber, aber auf ein so hoffnungsvolles Paar hatte ich nicht gerechnet."

Charita erbleichte. —

Faehrden blies mächtige Dampfwolken.

„Sie können die Reihe der aufgeführten Paare sogleich vermehren, Herr von Faehrden," erwiederte Fontenay äußerlich ruhig, aber mit schärfster Betonung, „wenn Sie Fräulein Schnabber auffordern wollten, mit ihr spazieren zu gehen. Dort sitzt sie und hat Ihnen jedenfalls etwas Wichtiges zu sagen!"

„So! Das heißt so viel als: geh' Deiner Wege!" entgegnete Faehrden, „ich glaube es wohl, Herr von Fontenay, es wäre Ihnen recht. Aber ich bedauere —"

„Wenn Sie etwas bedauern, dann bedauern Sie für's Erste die Dame, der Sie seit fünf Minuten den Rauch in's Gesicht blasen," antwortete Fontenay in schneidendem Tone.

„Oh, mein Verehrtester, über die Zeiten sind wir hinweg. Die Damen fürchten sich nicht mehr vor dem Tabaksdampf, seit man sogar bei Minister's eine Cigarre raucht. Man verträgt jetzt überhaupt mancherlei."

„Sie müssen das wohl in Ihren Zirkeln —"

„Oh bitte, Herr von Fontenay," rief Charita und ergriff in ihrer Angst einen Moment die Hand des Angeredeten, „bitte! Ich bin genug gegangen und möchte in das Haus."

„Haben Sie die Gnade," sagte Faehrden, „sich hineinführen zu lassen," und hielt ihr den Arm hin. Charita bog sich zurück. Fontenay trat ohne Umstände dazwischen. —

„Herr, was unterfangen Sie sich?" rief Faehrden mit wuthsprühenden Blicken.

Fontenay maß ihn, obgleich die Röthe des Zornes ihm in das Gesicht gestiegen war, mit dem festen Blick geistiger Ueberlegenheit und selbstbewußter Würde von oben bis unten.

Charita sah ihn, wie er hoch aufgerichtet, das edle scharf geschnittene Gesicht seinem Gegner zugewendet, diesem fest in's Auge sah; ein Bild kraftvollster Männlichkeit. Ihr Herz schlug wie damals; trotz ihrer Angst fühlte sie sich erglühen, wie an den Ufern von Seeland. So hatte sie ihren Frederic noch nie gesehen. — Unwiderstehlich hingezogen legte sie selbst ihren Arm in den Fontenay's. Dieser wollte sie, ohne Faehrden ein Wort zu erwiedern, in das Haus führen. Faehrden aber vertrat ihm den Weg, drohend war

seine Haltung, in seiner ganzen Länge aufgerichtet, stand er vor Fontenay und Charita.

„Sie werden mir Satisfaction geben," rief er mit vor Wuth keuchender Stimme, „für Ihr beleidigendes Betragen."

Charita stieß einen schwachen Schrei aus und preßte Fontenay's Arm in dem ihren. Alte Erinnerungen an die Vorfälle der letzten Zeit stürmten plötzlich auf sie ein. Die Aufregung drängte das Blut nach dem kranken Herzen hin.

„Ich Ihnen Genugthuung? Niemals. Bitte, treten Sie aus dem Wege, wir sprechen nachher darüber."

„Sie sind impertinent, Herr," rief Faehrden, welchen die vor den Damen erlittene Niederlage, und der genossene Wein fast sinnlos vor Wuth machten. „Sie wollen mir als ehemaligem Offizier keine Satisfaction geben?"

„Aus dem Wege, mein Herr," sagte Fontenay mit ruhiger Stimme, mit der linken Hand gebieterisch bei Seite deutend, „Ihnen nicht, nein!"

„Ihr Grund!"

„Ein sehr einfacher. Denken Sie an den Spielabend bei Haas im Club für Sport."

Faehrden fuhr zurück. Die flammende Zornes- und Weinröthe in seinem Gesicht verschwand; die Augen traten ihm fast aus dem Kopf. Er machte einen Schritt rückwärts und ließ Fontenay und Charita vorbei. —

Kaum waren sie im Hausflur, so richtete Charita die schönen Augen auf Fontenay's Gesicht und in diesem Blick konnte er alle die Hingebung und Liebe, welche dieses Mädchenherz für ihn gehabt — er konnte ihre einsame Sehnsucht, ihre Leiden in der langen Zeit der Trennung, er konnte ihre Bewunderung für ihren Frederic noch ein Mal lesen.

Sie zitterte — er fühlte, wie sie an seinem Arm zusammenbrach — ihre Brust arbeitete heftig; sie senkte das schöne bleiche Haupt.

„So ist es wahr!“ murmelte Fontenay schmerzlich.

Er umfaßte die Ohnmächtige und hob sie empor wie ein Kind.

Einsam war es auf den Fluren und Treppen. Alles war draußen im Walde oder auf Ausflügen. — Er trug sie nach ihrem Zimmer, die Augen auf das bleiche Gesicht, das an seiner Schulter ruhte, gerichtet. — Er kam an ihrer Thür mit seiner leichten Last an. Er sah sich um — kein Mensch.

Er beugt sich über sie, und ein flüchtiger Kuß streift Charita's Lippen. —

Und es klang in seinem Innern: Vorbei, vorbei! Es ist zu spät!

Er trat in ihr Zimmer, er bettete sie auf ihrem Lager — noch einen Blick; dann eilte er hinaus, heimlich — ungesehen.

Er rührte heftig und anhaltend den in Herzogenbad vor jedem Zimmer befindlichen Klingelzug und sah vom Ende des Korridors aus, wie man bei Charita eintrat, und wie ihr Hülfe gebracht wurde. —

---

20. Kapitel.

Gute Rathschläge.

„Der Teufel soll mich holen," sagte Faehrden eine Stunde später zu sich, nachdem er sich das Gesicht mit kaltem Wasser begossen hatte, „wenn ich nicht da in der Angerissenheit einen leidlich dummen Streich gemacht habe. Freilich war ich vergnügt, daß der Jude herausgerückt hatte, indessen mag ich doch nicht eher den definitiven Rückzug antreten, bis Aarenstein's Niederlage ganz entschieden ist. Denn die Stimmung der Weiber ist wechselvoll, und man erlebt Zeichen und Wunder in dieser Richtung hin. Also eine Uebereilung war's, mit dem Kerl anzubinden. Aber wie hat er die Geschichte bei Haas erfahren, auf die er anspielte? Wird er davon weiteren Gebrauch machen?"

Er dachte nach. — „Nein, er wird es nicht," fuhr er in seinem Selbstgespräch fort; „er that es nur gereizt durch mich. Aber warte Bürschchen! Es kommt auf's Kerbholz bei mir. — Indeß, er hat mich in der Hand. Vorsicht ist geboten. Es gilt noch einige Tage und dann ist mir's vollkommen gleichgültig, ob mich der Narr für satisfactionsfähig hält, oder nicht."

Er kleidete sich langsam an, da seine Kleider von der Reise bestaubt und beschmutzt waren, als Drigalla erschien und ihm einen Brief übergab.

„Eine Frauenhand? An den Herrn Rittergutsbesitzer Baron von Faehrden! Bin Ihnen vorläufig sehr verbunden!" Er öffnete und las:

Hochgeehrter Herr Baron!

Sie verzeihen Einem aus der Badegesellschaft, welcher morgen Herzogenbad verläßt, daß er Ihnen einen Rath giebt.

„Famoser Styl das!"

Wenn man sich einem jungen Mädchen, einem Kinde von Herzensgüte und Reinheit nähert, so muß es in dem festen Willen geschehen, das zu wissen, was man will, und das nicht zu wissen, was man eben nicht will.

„Wie klar und bündig! Und die nette Orthographie!"

Das die Gefühle eines jungen Mädchens in der Welt, welche bis dahin in stiller Klause lebte — „Teufel, die Welt in stiller Klause?" lachte Faehrden —

in ihrer Unerfahrenheit leicht verletzt sind, das ist Ihnen Herr Baron wohl nicht eingefallen? — — —

Das junge Mädchen beginnt zu kränkeln, und die Ehre eines Cavaliers erfordert nicht die Täuschung eines solchen Kindes. Hiergegen hilft kein Brunnen. Beherzigen Sie das, Herr Baron! Es ruft Ihnen eine Scheidende zu —

mit Hochachtung zeichnet sich
L. S. N. N.

Herzogenbad, den 25. August 1863.

Faehrden warf, nachdem er gelesen, den Brief mit einem unmäßigen Gelächter auf den Tisch und winkte dem Diener krampfhaft, sich zu entfernen.

„Oh nicht zu verkennende edle Schwiegermama in spe," rief er, „gute Mama Schnabber! Daß Du sogar als Anonyma noch auftreten mußt, um Dein Töchterchen unter die Haube zu bringen! Sei froh,

daß wir nicht gebunden sind! Aber beim heiligen Brahma, ich glaube, Thildchen nähme mich sogar, wenn ich mich auch gänzlich entpuppt hätte. Ich bin ja noch immer ein Mann und schließlich, was für einer!"

---

21. Kapitel.

Was Charita dachte.

Charita saß am nächsten Abend in ihrem Zimmer. Vor ihr lag ein Medaillon, in dem sich ein Bild befand. — Sie saß, den Blick auf dasselbe geheftet, die eine Hand an die brennende Stirn gelegt. Es war Fontenay's Bild, das sie betrachtete. Fontenay's Bild, wie er es ihr damals am Strande von Seeland gegeben hatte.

Seit Stunden schon wälzten sich in ihrem Innern stürmische Gedanken. Ein Kampf von Gründen und Gegengründen fand in dem armen Mädchen statt, wie er selten einem Menschenkinde beschieden war.

Wohl hatte sie damals an der Waldquelle ihren Entschluß als unabänderlich verkündet, wohl hatte sie Fontenay zum Schweigen gebracht — aber sie hatte

ihre Kraft nicht richtig berechnet. Schon zu wiederholten Malen hatte sie sich auf den Weg getrieben gefühlt, den sie in ihrem Gewissen als den des Unrechts betrachten mußte, und in ihrem Innern hatten sich Stimmen erhoben, welche das Betreten desselben durch Motive rechtfertigten, die dem Verstande und der Liebe gleichmäßig zu entstammen schienen. Und heute, nachdem sie durch Maria's Sorgfalt von dem Anfall des gestrigen Tages hergestellt war, da erhoben jene Stimmen sich mit größerer Eindringlichkeit denn je. Sie bekämpften den damals gefaßten Entschluß und wurden mächtig durch die innigste Neigung unterstützt, die je in einem Mädchenherzen wohnte; eine Neigung, welche durch das Zusammensein mit Fontenay in jedem Augenblick wieder zu einer verzehrenden Leidenschaft werden konnte, vor welcher sich die arme Charita, wie die Frühlingsblume vor der Gluth des Sommers vielleicht auf immer gebeugt hätte.

„Wie," riefen jene Stimmen, „nach namenlosen Leiden findest Du hier den geliebten Mann wieder, und Du solltest ihn nicht halten? Freilich konnte sich Dein Stolz empören, und mit Recht wohl würdest Du Dich selbst von ihm wenden, falls Du wirklich glaubtest, er hätte nur ein Spiel mit Dir getrieben. Aber

hast Du diese Ueberzeugung? Du hast sie nicht! — Es ist wahr, daß er ein Mann ist, wie wenige geschaffen, um Frauenherzen zu bezaubern, und gewiß hat vor Dir schon manche seinen Schwüren gelauscht; — aber dennoch — war seine Sprache auf Seeland die Stimme einer vorüberrauschenden Leidenschaft? Sprach sich nicht sogar in seinem letzten Briefe das tiefe Weh aus, das er empfand, als er sich von Dir trennte? Hast Du nicht aus seiner Erzählung zur Genüge erfahren, daß ihn die Pflichten gegen seine Fahne und sein Land nöthigten, seinen Namen zu verschweigen? Und endlich — Du hast an der Waldquelle die Gewißheit, die Ueberzeugung gewonnen, daß Dich Fontenay wirklich liebt, daß, wie ein edler Stein durch die ihn umgebenden Erdtheile, so diese Liebe zu Dir durch seine Irrthümer und Fehler hindurch leuchtet. Wenn Du ihn jetzt zurückstießest, — kannst Du wissen, was Du thust? Kannst Du ermessen, welchen Einfluß dies auf ihn haben kann? Vielleicht ziehen ihn seine Fehler in den Abgrund, falls er Deiner Liebe entbehrt. Er selbst sagte Dir es, daß er die Zerstreuungen der Welt gesucht habe, um Dich und die süßen Stunden auf Seeland zu vergessen."

Charita heftete die sanften blauen Augen schmelzend auf das Bild im Medaillon. Sie drückte es dann leidenschaftlich an ihr Herz. „Ich kenne Dich," murmelte sie, „ich weiß, daß Du sogar in Deinen Fehlern so unendlich liebenswürdig bist — aber ich erkenne Dich auch in Deiner heldenhaften Seele, in Deiner Manneswürde. Oh, wie Du den Frechen niederblitztest, mein Frederic! Ein jedes Mädchen mußte Dich lieben, die es sah." —

„Es ist wahr," fuhr sie in Gedanken verloren fort, „es ist wahr, — vielleicht kann Dich meine Liebe bewahren, vielleicht kann sie Dich retten!"

Sie war aufgestanden und schritt das Zimmer auf und ab.

„Oh könnte ich Dich retten, Dich bewahren, mein Frederic," rief sie in Verzückung, „retten Dich vor Dir selbst."

Sie blieb plötzlich stehen. —

„Ja könnte ich es! Aber Du kannst es eben nicht, Unglückliche! Du fühlst die verheerende Krankheit, die unheilbare, in Dir. Du hast ihm das auch Alles schon gesagt, und doch schwankst Du jetzt, Charita, kannst noch schwanken?"

Sie warf sich wieder in den Sessel und drückte den Kopf in die Hände.

Und wieder flüsterten die anderen Stimmen in ihr. „Du sprichst von Deiner Krankheit. — Woher weißt Du denn, daß sie unheilbar ist? Haben sich denn die Aerzte nicht oft genug getäuscht? Fühlst Du Dich denn nach diesen Anfällen nicht immer wieder von neuer Kraft beseelt und magst es manchmal gar nicht glauben, daß Du dem frühen Grabe entgegen gehst?“

Sie erhob das Gesicht aus den Händen. Sie rief sich mit aller Kraft ihrer Seele das Urtheil ihrer Aerzte in Dänemark — den verlangten Ausspruch ihres Badearztes hier in das Gedächtniß zurück.

Schon war es nahe an Mitternacht, und noch immer saß sie grübelnd in ihrem Sessel. Dann endlich stand sie auf und nahm ein Buch aus ihrem Nähkörbchen. Sie hatte es auf ihrer Reise hierher in Berlin gekauft. Das zarte junge Mädchen beschäftigte sich gewissenhaft damit, die Chancen von Leben oder Tod für sich noch ein Mal abzuwägen. — Sie schlug das Buch auf. Sie las das Kapitel „Herz-

krankheiten". Zuweilen blickte sie sich in nervöser abergläubischer Furcht im Zimmer um, als wenn sich die Todesbilder, die ihr vor Augen schwebten, übernatürlich zu ihr zaubern könnten; zuweilen sah sie nachdenkend in die Höhe und schien die Symptome ihrer Krankheit genau durchzudenken. Nach Beendigung des Kapitels klappte sie das Buch zu.

„Es ist so, ich habe mich nicht getäuscht; ich kann und will mich nicht täuschen. Es ist entschieden, ich kann ihn nicht an mich fesseln. — Also abreisen, das ist die Rettung vor mir selbst; schnell einen letzten Brief!"

Sie nahm Schreibzeug und Papier und setzte sich an den Tisch zum Schreiben.

Und wieder hielt sie inne. — „Und sollte es nicht gegen jede Krankheit ein Mittel geben? Halt, Charita, Du wirfst die Rettung von Dir! — Ist es nicht gerade möglich, daß Dich die Freude, das Entzücken heilt? Hat man nicht Wunderbares schon hierin gesehen? Du willst den Weg nicht betreten, der Dir vielleicht die Heilung bringt, Dich Deinem geliebten Vater erhält und Dich unendlich glücklich macht."

Und sie warf die Feder fort. — Sie nahm das Medaillon und preßte es an ihre Lippen. „Ach, wenn es möglich wäre," rief sie, indem ihre geschäftige und überreizte Phantasie ihr das Bild des geliebten Freundes in dunkler Nacht an die Seite zauberte, und sie sich ganz in ihre Empfindung versenkte, „wenn es möglich wäre, vielleicht könnte neue Kraft mich erfüllen!"

Und dies Mal antwortete keine andere Stimme auf die der Leidenschaft, welche laut rief: Bleibe, fliehe nicht aus diesem schönen Thal, wo für Dich die Liebe wohnt!

Und sie überließ sich, das Medaillon an den Lippen, den Wonneschauern, die ihr ganzes Sein bei diesen Gedanken durchbebten. —

Aber da! Ein leises Zittern ging langsam und schleichend durch ihre Brust und schüttelte sie auf aus dem Traume.

„Da ist's," sprach sie mit schmerzlicher Stimme zu sich, „auch die Liebe hilft nicht mehr — sie tödtet."

Und wieder nahm sie die Feder und setzte sie, dies Mal mit voller Entschlossenheit, zum Schreiben

an. Schon standen die ersten Buchstaben auf dem Papier, als sie plötzlich wieder inne hielt und von ihrem Sitze aufsprang. Denn laut und überzeugend tönten die ersten Stimmen: „Was thust Du! Laß Dir das Letzte sagen, Du hast ein Recht auf seine Liebe; ein Recht auf das Glück, das Dir an seiner Seite blühen wird. Selbst wenn Du sterben solltest, binnen Kurzem sterben — Du hast ein Recht Dir die letzte Zeit Deines Lebens durch dies Band zwischen ihm und Dir zu versüßen. Du hast dies Recht erkauft mit Strömen von Thränen, mit Deiner Kraft, mit Deiner Gesundheit, mit der Entsagung jener Laufbahn des künstlerischen Triumphs, die Du begonnen hattest. Thörin, die Du bist, fing Dein Leiden nicht an, nachdem er sich von Dir getrennt hatte? Lebe noch diese wenigen Monde in der Wonne, ihn an Deiner Seite zu haben, ihm die Hand zu drücken, ihm in das Antlitz voll Schönheit und Muth zu schauen. Hauche Deinen letzten Seufzer aus in seinen Armen! Dies hast Du Dir erworben, dies hast Du Dir erkauft mit Deinem Leben!"

Wie suchte die heiße Neigung nach Gründen, um das Wort: Bleibe, zu rechtfertigen. Der entscheidende Grund, die Rechtfertigung schien ihr endlich gefunden.

Sie erhob sich und schritt mit gesenktem Haupte in dem Zimmer auf und ab. — Die Mitternacht schlug von der Festung.

„Ja, es ist doch wahr," sprach sie zu sich, „ich kann bleiben, ich kann dem Geschick ruhig und ohne Gewissensbisse seinen Lauf lassen. Habe ich ihn nicht zwei Mal jetzt zurückgewiesen? Ich kann bleiben, er kann mir meine letzten Tage versüßen, wenn er mich noch immer will. — Kein Wort will ich sagen, aber wenn er noch immer nicht entsagt hätte, dann kann ich ruhig ihm meine Hand reichen. Ich kann bleiben."

Sie schritt an den Tisch und zerriß das Papier.

„Aber wird er es können?" rief sie plötzlich in lautem Selbstgespräch, „wird er es können? Der Mann voll Muth, voll Kraft, der den Gegner so leicht vernichtet, wird er den Pfleger eines kranken Mädchens spielen, wird er es können auf die Dauer? Und wie! Wenn ich, ehe ich sterbe, sehen müßte, wie seine Liebe ermattet, wie er das gebrachte Opfer bedauert, wie er endlich meiner überdrüssig wird vor meinem Ende! Es könnte so sein. Auch er hat die Fehler seiner Tugenden!"

Sie stand noch einige Minuten in tiefes Sinnen verloren. Dann erhob sie das Haupt; das schöne Auge strahlte wieder in dem sanften Licht, das sonst immer aus ihm sprach.

„Nein, Charita," fuhr sie fort, die Hände faltend, „es war nicht die Stimme wahrer Liebe, es war der Egoismus und die glühende Leidenschaft für diesen Mann, die Dir es rieth zu bleiben. Der erste Weg ist der richtige. — Die wahre Liebe heißt hier Entsagung! Nicht immer heißt sie festhalten um jeden Preis. Oh, wenn man uns trennen wollte wie jene, und ich wäre in blühender Kraft wie Maria — Niemand, mein Frederic, sollte es vermögen! Wärest Du unglücklich und elend, ich würde bei Dir ausharren, wärest Du dem Tode nahe, ich würde zu Dir kommen, wie Sigrun zu Holm dem König, als sie ihn tödten wollten, aber wie es jetzt ist — liebe ich Dich am meisten, wenn ich Dich fliehe auf Nimmerwiedersehen!"

Sie fiel auf die Kniee. Der Kampf war ausgekämpft. Sie hob die Augen empor zu den ewigen Sternen. Die Nachtluft brachte die letzten Düfte der Spätrosen zu ihr in's Zimmer. Der Geist, der

ihr Leben geleitet, der Geist der Poesie kam über sie.

Gleichsam zu den Sternen gewendet sprach sie:

Oh, seid uns theures Pfand,
Demantenreiner Klarheit,
Von höherer Himmelswahrheit,
Vom ew'gen Vaterland!

Ende des dritten Bandes.

Inhalt.

Leipzig, Walter Wigand's Buchdruckerei.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Wernau, Friedrich

Die Kinder des Vaterlandes Roman in sechs Bänden

Bd.: 3

Breslau 1876

P.o.germ. 1573 f-3
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11336466-7